Vom Oberlieutenant B. v. Eyb der Regiments Bibliothek zum Geschenke.

Augsburg den 3ten Dezember 1821.

StW
3846

101

[redacted]

[Verf.: Rudolph Wilhelm
von Kaltenborn]

Der militärische Sophron an seine junge, unerfahrne Kameraden;

oder

Klugheitslehre für angehende Offiziers

von

dem alten preußischen Offizier, dem Verfasser der Briefe über Friedrich den Großen.

Leipzig,

im Verlage der Dykischen Buchhandlung.

1792.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Vorrede
des Herausgebers.

Eine Vorrede des Herausgebers ist gemeiniglich eine Lobrede auf das Buch, dem sie vorgesetzt wird. Die gegenwärtige soll aber eine Ausnahme von dieser Regel werden. Dieses Buch mag sich selbst loben, und das wird es, meyne ich, schon thun. Ich will nur ein paar Worte über den Titel sagen, den mir der Herr Verfasser zu bestimmen überließ.

Man wird sich wundern, daß ich nicht das Buch auf eine viel simplere Art, eine militärische Moral genannt habe, und in der That, diese Aufschrift wäre kürzer, ungekünstelter und vielleicht allgemein ver-

ständlicher gewesen als die gegenwärtige. Dieses sind sonst allerdings sehr nützliche Eigenschaften eines Titels. Indeß für dießmal habe ich geglaubt, ich müßte sie der Genauigkeit und Richtigkeit des Ausdrucks aufopfern, wozu mich folgende Gründe vermocht haben.

Wir haben eine doppelte Moral: die christliche oder religiöse, und die philosophische oder natürliche. Ob sie im Grunde einerley sind, und nur in Ansehung des Urbewegungsgrundes von einander abweichen, wie Einige behaupten, und Andre verneinen, will ich nicht untersuchen. Allein so viel ist gewiß, sie bilden den Menschen von Grund aus, und es findet bey beiden, in Rücksicht auf den Stand, keine Verschiedenheit der Pflichten statt. Sie

setzen beide nur eine und zwar nur eine vollkommne Tugend fest; und leiden keine Auswahl in den einzelnen menschlichen Gemüthsbeschaffenheiten, die man auch im gemeinen Leben Tugenden nennt; noch viel weniger irgend eine Abweichung von den Regeln, die sie vorschreiben, in einem einzigen Falle. Sie lehren bestimmt, daß der Mensch in allen seinen Verhältnissen seine Pflichten aufs genauste erfüllen soll. Ihre Vorschriften stehn in tausend Büchern, und es wäre nicht der Mühe werth gewesen, diese tausende mit einem neuen zu vermehren; denn entweder diese sind schon fähig alle erfoderliche Wirkungen zu leisten, oder es ist wenig Hofnung da, daß ein neues dieselbe merklich vermehren würde. Wer diese Tugend besitzt, ist ein vollkommener Mensch, nach religiösen oder nach philoso-

phischen Begriffen, er lebe in welchem Stande er wolle. Ein oder ein paar solcher Menschen mehr zu bilden, welches die höchste Wirkung ist, die man sich von einem selbst vortrefflichen Buche dieser Art versprechen könnte, war nicht die Absicht des Verfassers, und seine Bescheidenheit gestattete ihm vermuthlich nicht, zu glauben, daß er, bey so vielen andern Werken dieser Art, im Stande wäre eins zu schreiben, das diese Wirkung hervorbringen würde. Er stellte sich vielmehr die Menschen vor, wie sie sind, und den Soldatenstand so wie ihn seine jetzige Verfassung in Deutschland gebildet hat. Eine fromme Mutter sagt ihrem Sohne, wenn sie ihn zum Regiment schickt: „Habe immer Gott vor Augen," und meynt ihm dadurch ein sicheres Verwahrungsmittel gegen alle Fehltritte gege-

ben zu haben. Ein philosophisch denkender Vater oder Lehrer schildert dem Jünglinge die Liebenswürdigkeit der Tugend, und beide glauben auch damit ihren Zögling hinlänglich gegen alle Klippen ausgerüstet zu haben, auf die er in seinem Soldatenleben stoßen kann. Sie bedenken aber alle nicht, daß wenn die Religion oder die Tugend ihren eigenen Geist so regierte, als wie es bisweilen geschehen mag, und oft auch nicht geschieht, (denn solche theure Prediger erfüllen nicht immer selbst, was sie dem Sohne einprägen wollen) so kommt das aus der doppelten Ursache her, daß das Alter ihren Verstand gestärkt, und — ihre Leidenschaften abgekühlt hat. Wie solche Aeltern oder Erzieher konnte der Verfasser des gegenwärtigen Werks nicht denken.

Seine lange Erfahrung lehrte ihn zwey Dinge. Erstlich die Denkungs- oder Sinnesart der mehrsten jungen Leute, die in den Dienst treten; zweytens die wahre Beschaffenheit, die es mit dem Soldatenstande hat.

Sehr selten machen religiöse oder hohe Tugendmotive einen sehr starken Eindruck auf junge Leute von den Jahren, worin man in den Soldatenstand tritt. Außerdem müssen diejenigen, die sich diesem Stande widmen, durchgehends von starker Leibeskonstitution seyn, und Bravour besitzen, welche letztere Eigenschaft in den Jahren hauptsächlich durch physische Anlagen bewirkt wird. Dergleichen Menschen sind aber fast durchgängig von aufbrausendem und leidenschaftlichem Temperamente, die nur ein sehr scharfer und ihnen recht fühl-

barer Zaum von Ausschweifungen zurückhalten kann. Der Soldatenstand ist aber gegenwärtig so beschaffen, daß er, weit gefehlt auf religiöse oder philosophische Moral zu leiten, in vielen Stücken von beiden ganz abweicht. Der Kürze halber will ich nur den einzigen Punkt vom Zweykampfe zum Beweise anführen. Der Militärdienst ist ein leidenschaftlicher Stand, wo Ehrgeiz die Haupttriebfeder aller Handlungen seyn muß; und Ehrgeiz ist weder in der Philosophie noch in der Religion ein gutgeheißener Handlungsantrieb.

Nach diesen sehr richtigen Begriffen sah der Verfasser des gegenwärtigen Werks wohl ein, daß der einzige recht allgemein kräftige Bewegungsgrund für junge Leute von solchen Anlagen, als die sind, die sich

dem Kriegsstande widmen, in der Besorgniß liege, ihr äußerliches zukünftiges Glück zu verderben. Wo dieser nicht auslangt, da hilft in der That nichts; allein wenn man einige wenige unglückselige Geschöpfe ausnimmt, so zeigt sich auch dieser Bewegungsgrund bey allen übrigen kräftig genug. Nach diesem Grundsatze begnügte er sich auch gerade nur die Pflichten aufzustellen, zu deren Beobachtung diese Triebfeder, nebst dem Ehrgeize, der die Seele des Soldatenstandes seyn muß, den jungen Offizier nöthigen. Mit Recht würden es ihm also Männer, die auf Sprachrichtigkeit halten, vorgeworfen haben, wenn ich dieses Buch eine Moral genannt hätte; da sich die Moral mit der innern Bildung des Menschen beschäftigt, hier aber blos von der Beschaffenheit der äußern Hand-

lungen, ohne Rücksicht auf die Motive oder auf den Seelenzustand des Menschen, gehandelt wird. Um also den Vorwürfen dieser Kunstrichter zu entgehen, habe ich den gegenwärtigen Titel gewählt, der die wahre Beschaffenheit der Schrift genauer ausdrückt.

Ich überlasse es übrigens erfahrnen Offizieren zu beurtheilen, ob nicht ein solches Buch uns gänzlich fehlte; ob es nicht für jeden Vater, Vormund oder Erzieher eines Jünglings, der dem Soldatenstande gewidmet ist, ein sehr angenehmes Geschenk ausmacht; und endlich, ob das gegenwärtige nicht dermaßen aus der Erfahrung geschöpft und nach den Bedürfnissen der gegenwärtigen Zeit kalkulirt ist, daß es dadurch zu einem höchstnützlichen Werke wird. Oft erreicht man das Ziel viel sicherer,

wenn man es nicht so hoch hinauf stellt; und den meisten Aeltern dürfte es Freude genug machen, wenn ihre Kinder nur fürs erste klug handeln, bis zur Zeit wo sie moralisch oder theologisch vollkommen denken lernen können.

Inhalt.

Einleitung S. 1

Erster Abschnitt. Wie sich die mehresten jungen Leute den Soldatenstand vorstellen. 9

Zweyter Abschnitt. Von der Wahl des Dienstes. 63

Dritter Abschnitt. Von der Wirthschaft. 75

Vierter Abschnitt. Von Schulden. 105

Fünfter Abschnitt. Vom Betragen im Dienst. 117

Sechster Abschnitt. Von der Art sich zu kleiden. 148

Siebenter Abschnitt. Von dem Betragen gegen die Vorgesetzten. 157

Achter Abschnitt. Von dem Betragen gegen die Kameraden 172

Inhalt.

Neunter Abschnitt. Von der Art mit den Untergebnen umzugehen. S. 190

Zehnter Abschnitt. Von dem Betragen gegen diejenigen, die nicht in Militärdiensten stehen. 218

Eilfter Abschnitt. Von dem Betragen gegen das andere Geschlecht. 234

Zwölfter Abschnitt. Von Händeln. 252

Dreyzehnter Abschnitt. Von den Zeitvertreiben. 263

Klugheitslehre

für

angehende Offiziers.

Einleitung.

Es giebt vielleicht keine Wissenschaft, über welche diejenigen, die sie erlernen wollen, mehreren und gründlichern Unterricht, von Meisterhänden selbst entworfen, erhalten können, als die Kriegskunst. In den ältesten Zeiten schon setzten die größten und berühmtesten Feldherren die aus eigener Erfahrung gesammelten Regeln derselben, auf; und man brachte die Kunst Krieg zu führen weit eher in systematische Ordnung, als man die sogenannten stehenden Armeen errichtete.

Noch bis jetzt ist man unermüdet damit beschäftigt, diese schwere Kunst immer mehr zu vervollkommnen, und man würde auf alle nur erdenkliche Fälle schickliche Regeln finden, wann nicht Zufälle von so ganz verschiedener Art, die der aufmerksamste Feldherr nicht immer vorhersehen, und denen der behutsamste Anführer nicht im-

mer entgegen arbeiten kann, so oft den glücklichen Ausgang eines sehr richtig berechneten Unternehmens hinderten.

Jeder einzelne Zweig der Kriegswissenschaft ist bereits mühsam ausgearbeitet, jede Möglichkeit berechnet, und fast für jeden zu machenden Schritt sind weitläufige Abhandlungen entworfen. Ohne also einen hohen Grad von Erfahrung und außerordentlich ausgebreitete Kenntnisse zu besitzen, wäre es eine unverzeihliche Dreistigkeit, die Menge der Schriften, die von der Kriegskunst und allen dahin einschlagenden Wissenschaften handeln, noch vermehren zu wollen; da ohnehin schon mehr als ein gewöhnliches Menschenalter dazu erfordert wird, um die bis jetzt bereits vorhandenen mit Aufmerksamkeit und Nutzen zu studiren.

Ueber alles, was der junge angehende Krieger in seinem eigentlichen Berufe zu thun hat, ist er hinlänglich, und ich möchte fast sagen überflüßig belehrt; da selten mehr, als von Hunderten Fünfe zu einem so hohen Standpunkte gelangen, der ihnen Gelegenheit schaffen könnte, ihre tiefen militärischen Kunstkenntnisse zu zeigen. Ein Offizier, der in dem zwanzigsten bis vierundzwanzig-

sten Jahre seiner Dienstzeit, und also gewöhnlich zwischen seinem fünf- und achtunddreyßigsten Jahre, eine Compagnie erhält, hat seinen Weg, dem gewöhnlichen Laufe der Dinge gemäß, gut genug gemacht. Wer in diesen Jahren bereits Stabsoffizier ist, gehört schon unter diejenigen Sterblichen, die das Glück aufsucht, um sie gleichsam mit Gewalt von einer Ehrenstufe zur andern hinauf zu schleudern. Indeß hat ein Offizier noch als Compagnie-Chef nicht viel mehr Gelegenheiten, als der Subaltern, seine in der höhern Taktik, in der Belagerungs- und Vertheidigungskunst, in der Castrametation und in andern Theilen der Kriegswissenschaft einschlagende Kenntnisse zu zeigen. Er steht noch in geschlossenem Bataillon, wo er sich mit seiner Compagnie oder Division noch eben so muß lenken und führen lassen, wie er es in den ersten zwanzig Jahren seiner Dienstzeit mit seinem Zuge oder Ploton thun mußte. Wird er ja einmal in dem Feldzuge detaschirt, so steht er auch da noch meistens unter den Befehlen eines Stabsoffiziers, und die Fälle, wo er mit seinem Commando ganz seiner Disposition überlassen wäre, sind gewiß äußerst selten.

Bey der Cavallerie, und bey leichten Truppen, kann dieses zwar öfter eine Ausnahme leiden; doch auch in diesen Fällen ist für den Unterricht des lehrbegierigen Offiziers gewiß hinlänglich gesorgt, und er wird, wenn er bis über das Verhalten des kommandirenden Generals Belehrung sucht, dieselbe in einer Menge davon handelnden Schriften finden können, unter welchen er eine große Menge, wenn er solche gar zu früh zu lesen anfängt, meiner Meynung nach, nicht einmal wird verstehen, viel weniger mit Nutzen studiren können.

Bey allem diesem rühmlichen Fleiße, den jungen Offizier über alles, was zu dem großen und kleinen Dienst gehört, zu belehren, hat man nur einen, aber, wie mich deucht, sehr wichtigen Punkt beynahe ganz vergessen; nämlich ihm zu sagen, wie er sich außer dem Dienste zu verhalten hat, um glücklich und mit allgemeiner Achtung leben zu können.

Nach meinem Begriffe ist nur derjenige glücklich, der in dem Stande, in welchen ihn sein Schicksal gesetzt hat, zufrieden, ohne Vorwurf leben, und alle seine Handlungen ohne Scheu dem Urtheile der vernünftigen Welt vorlegen kann. Alles übrige, sey es auch noch so glänzend, ist im-

mer nur Scheinglück! Wer nicht mit sich selbst zufrieden seyn kann, wird es nie mit Andern seyn; und was kann man sich wohl unglücklicheres denken, als sich immer vor sich selbst und vor Andern verbergen, oder wenn man sich entdeckt sieht, sich schämen zu müssen. Für diese Art von Quaal schützt weder die höchste Gewalt des Despoten, noch selbst der äusserste Grad der Dummheit; zwey sonst ziemlich untrügliche Mittel gegen mancherley Beschwerlichkeiten des Lebens.

Ich will mich also bemühen, in diesen Blättern den jungen Offiziers einige, meistens auf ziemlich lange Erfahrung gegründete Regeln, zu geben, bey deren Erfüllung sie sich gewiß wohl befinden und manche mißvergnügte Stunde ersparen werden.

Jeder Stand, vom Länderbeherrscher bis zum Feldarbeiter, hat seine eigene Pflichten, und erfodert sein eigenes Betragen. Was dem einen völlig anständig ist, macht bey dem andern lächerlich, oder gar verächtlich. Allein ein Stand, in welchem man sich oft, ohne eigentlich Dienst-Geschäfte zu haben, überlassen ist, verlangt besonders viel Aufmerksamkeit auf sich selbst, um nicht auf Abwege zu gerathen, von denen man nur sehr schwer wieder zurückkommen kann. Es befindet sich aber

kein Stand öfter in diesem Falle, als der des jungen Offiziers, der noch überdieß gerade alsdann, wenn er nicht in seinen eigentlichen Geschäften ist, mehr beobachtet wird, als wenn er wirklich darin begriffen ist. In keinem andern Stande genießt auch der junge Anfänger schon so früh eine so vollkommene Freyheit, als im Soldatenstande; in keinem verlangt man so viel von ihm, als in diesem; und in keinem ist endlich üble Gesellschaft so gefährlich. Macht auch der junge Mann auf der Universität, auf der Ritterakademie, im Pagenhause, oder wo er sonst seine letzte Ausbildung mag erhalten haben, einige ihm nachtheilige Verbindungen, so sind selbige schon darum weit minder gefährlich, weil er höchstens nach einigen wenigen Jahren, für seine ganze übrige Lebenszeit, aus selbigen herausgerissen wird: Wählet er aber in den ersten Tagen seines angehenden Soldatenstandes, entweder unter seinen Kameraden oder unter andern jungen Leuten, üble Gesellschaft, so läuft er sehr leicht Gefahr, lange nicht, ja vielleicht gar niemals, aus diesen üblen Händen wieder herauszukommen; denn wie leicht ist es möglich, daß er, seine halbe Dienstzeit durch, in eben der Garnison und noch länger bey dem nämlichen Regiment stehe.

Er hat also gewiß Ursache, weit behutsamer in der Wahl seines Umganges, und weit sorgsamer zu seyn, sich gleich vom ersten Tage an mit Vorsicht zu betragen, als jeder andere junge Mann. In keinem Stande wird der Gedanke jenes Dichters:

Ja der erste Schritt ist alles —
Und wird dieser fehl gethan;
Dann nimmt sich des nahen Falles
Selten nur ein Schutzgeist an.

mehr zur Wahrheit als im Soldatenstande.

Wie würde ich mich freuen, wann meine freundschaftlichen Bitten, treue Warnungen und wohlmeynenden Lehren, nur einigen meiner jungen Kameraden nützlich werden könnten!

Ueber die Schreibart, die man in dieser kleinen Schrift finden wird, will ich nur so viel bemerken, daß man, ohne unbillig zu seyn, nicht erwarten darf, daß ein unter den Waffen fast grau gewordener Offizier so zierlich und in so gewählten Ausdrücken schreiben werde, als ein anderer Schriftsteller, dem es mehr um die gute Wahl des Ausdrucks, als um die Sache selbst, die er vorträgt, zu thun ist. Wer wird wohl verlangen, daß der Vater, wenn er dem geliebten Sohne mit

gerührtem Herzen und warmer Liebe eine Ermahnung giebt, immer ein Meisterstück von Verredsamkeit liefern solle? Er will ja nur das Herz seines Sohnes gewinnen, und nicht seine Redekunst zeigen.

Gerade dieß ist auch mein Fall. Ich verlange nicht, als Schriftsteller zu glänzen; ich wünsche nur, wo möglich, als Freund zu nützen.

Erster Abschnitt.

Wie sich die mehresten jungen Leute den Soldatenstand vorstellen.

Die mehresten jungen Offiziers treten in den Soldatenstand, ohne sich vorher einen richtigen Begriff von demselben gemacht zu haben: und es ist gewiß nichts leichtes, sich in einer Sache, die man entweder gar nicht, oder gar von einer faschen Seite kennt, recht gut zu benehmen. Ich hätte wohl einige Lust zu behaupten, daß es mit dem Offizierstande beynahe eben die Bewandniß habe, wie mit dem Ehestande. Diejenigen, die im Begriff stehen in selbigen zu treten, machen sich mehrentheils eine ganz andere Vorstellung davon, als wie sie selbigen von denjenigen beschreiben hören, die sich schon eine Zeit lang darin befunden haben; und nachdem sie selbst eine Weile darin gewesen sind, so finden sie mehrentheils, daß sie sich in ihrer ersten Vorstellung davon gewaltig geirrt haben.

Auch beym Offizierstande trift das vollkommen ein, was jene vernünftige Mutter ihrer Tochter bey ihrer Verheirathung sagte:

Wer sich von dem goldnen Ringe
Goldne Tage nur verspricht —
O, der kennt den Werth der Dinge
Und das Herz des Menschen nicht.

Gewiß, wer sich von dem hellglänzenden Portepee und der in die Augen leuchtenden Uniform nichts als Glanz und Annehmlichkeit verspricht, verkennt den natürlichen Lauf der Dinge ganz gewaltig. Eben so passend für den jungen Offizier ist aber auch der weitere Zuruf jener klugen Mutter, wenn sie sagt:

Mädchen, Dir dein Glück zu schaffen,
Stehet blos in Deiner Hand;
Die Natur gab Dir die Waffen,
Gab Dir Schönheit und Verstand. ꝛc.

Auch Dir, liebenswürdiger junger Mann, der Du die schöne glänzende Laufbahn antrittst, gab die Natur die Waffen; sie gab Dir Muth und Verstand; mit diesen kannst Du, wenn Du nur willst, dein Glück Dir selbst schaffen: es hängt lediglich von dir ab.

Wenn man nur diejenigen in der Welt glücklich nennen wollte, die das äußerste Ziel erreichen, was auf dem Wege, den sie wandeln, zu erlangen steht: so würden freylich die mehresten Sterblichen

als sehr unglückliche Wanderer unser Mitleiden verdienen. Denn vermöge der ewig unveränderlichen Grundsätze der Natur kann nur immer einer auf einmal der Nächste am Ziele seyn, und den ersten Preis erhalten; man darf aber die übrigen neunundneunzig deswegen doch nicht unglücklich nennen. Das nicht zu beschreibende Wesen, was man Glück oder Schicksal nennt, läßt sich weder mit herkulischem Muthe, noch mit salomonischer Weisheit, und eben so wenig mit Hiobs-Geduld erzwingen. Aber die Kunst, diesem gleichsam zum Trotze, auf welchem Standpunkt unserer Laufbahn es uns auch verweilen läßt, doch zufrieden, in sich selbst glücklich, und von seinen Zeitgenossen geachtet zu seyn; die kann man erlernen, wenn man es nur recht anzufangen weiß. Der erste und nothwendigste Schritt zu dieser uns glücklichmachenden Kunst ist unstreitig der, daß man sich einen richtigen Begriff von demjenigen Stande mache, für welchen man sich aus bloßer freyer Wahl, oder durch andere Umstände geleitet, bestimmt hat.

Die Erfahrung zeigt und hat seit einigen Menschenaltern gelehrt, daß kein Stand in den mehresten europäischen Staaten, wenigstens der Ju-

gend, angenehmer in die Augen fällt, als der Soldatenstand.

Trommeln, Marschiren, Exerziren, vorzüglich Commandiren, und die idealischen Untergebenen prügeln; das sind besonders in unserm deutschen Vaterlande die ersten und gewöhnlichsten Spiele des kaum laufen und sprechen könnenden Knabens. Bey zunehmenden Jahren vermehret sich sein Wohlgefallen an den lärmenden, glänzenden und Aufsehen erregenden Dingen dieses Standes immer mehr: unter funfzig jungen Leuten, vornehmen Standes besonders, findet man gewiß kaum einen, der nicht Lust bezeigen sollte, Soldat zu werden. Bey vielen gehöret alle mögliche Ueberredungskunst, bey manchen sogar eine Art von Zwang dazu, sie zu einer andern Lebensart zu bestimmen.

Nichts in der Welt ist wohl natürlicher. Kein Stand scheint weniger mühsame Anstrengung der Kräfte, weniger Fleiß zu fodern, weniger Langeweile zu machen, und hingegen mehr Ansehen und mehr Freude zu versprechen, als der Soldatenstand. Wenn der junge Herr ängstlich beym Vokabelbuche schwitzt; oder in der sogenannten Christenthumsstunde bey der unverständlichen Demonstra-

tion einer unbegreiflichen Sache gähnt; oder wenn er die mit Unsinn gefüllte Vorschrift sinnlos nachmalen muß: so sieht er den Offizier, während der ihm so herzlich sauer werdenden Stunde, spazieren gehen, oder wohl gar reiten. In eben dem Augenblick, in welchem er vor seinem Lehrer oder Hofmeister bebt, sieht er, daß der junge Offizier, der vielleicht nur einige wenige Jahre älter ist als er, mit einem einzigen Worte ganze Reihen von Menschen, die viel furchtbarer aussehen als sein ihm furchtmachender Hofmeister, in Bewegung setzt, ja wohl gar hier und da einen derselben prügelt. Wie sollte, bey diesem entsetzlichen Abstande zwischen ihm und jenem, seinen Neid und Bewunderung zugleich erregenden Menschen, nicht der sehnlichste Wunsch entstehen, doch auch, je eher je lieber, so wie der da, müßig gehen und Andern befehlen zu dürfen?

Die Eitelkeit, diese in unser ganzes Wesen so dicht verwebte Leidenschaft, wird auch nicht leicht durch irgend einen Stand so sehr gereizt, als durch den eines Offiziers. Kein Rock in der Welt macht so einen lebhaften Eindruck auf unsre Damen, als die Uniform. Ihr muß das ehrwürdige Kleid des Geistlichen, der niedlichste Frak des Hofkavaliers, so wie der mit

Gold und Ordensstern beschlagene Rock des Ministers nachstehen. Was ist natürlicher, als daß der Jüngling, der so gern gefallen will, sehnlichst wünscht, diesen Rock, der mit mehr als magnetischer Kraft die Augen der Großmutter und der Enkelinn, der Oberhofmeisterinn und der Jungemagd auf sich zieht, so bald als möglich tragen zu können?

Gewiß die großen Herrn haben unrecht, wenn sie nicht darauf dichten und trachten, rechte geschmackvolle und gut in die Augen fallende Montirungen zu geben: mit einem Federbusch, einem gut geschnittenen Rocke, ein paar Epauletten, oder einem Achselbande, wirbt man weit besser, als mit schwerem Handgelde.

Wenn ich eine Armee zu errichten hätte, ich ließe die Montirung, vom Hute bis zum Stiefel oder der Kamasche, immer von den elegantesten Damen wählen: denn im Grunde ist es ja doch die gleichgültigste Sache von der Welt, ob der Rock ein bisgen kürzer oder länger, der Hut ein Zoll größer oder kleiner ist; ob auf der Schulter ein fliegendes Achselband, oder ein blitzendes Epaulet oder gar nichts sitzt. L' habit ne fait pas le moine, et beaucoup moins le héors: Wenn es

nur gefällt und besonders denen gefällt, denen man am liebsten gefallen will, und das sind doch unstreitig die Damen.

Unter diesen Umständen ist es also nicht anders möglich, der junge Mann muß glauben, der Soldatenstand sey eigentlich ein wahres irdisches Paradies, wo man wenig oder gar nichts zu thun habe, vielen Leuten befehlen könne, und von allen Menschen bewundert werde. Die auch von diesem Stande, so wie von der ganzen Menschheit nicht zu trennenden Beschwerden und Unannehmlichkeiten, bleiben ihm fast ganz verborgen; er sieht nur immer seine glänzende Seite. Von dem Augenblick an, da der mit einem Portepee geschmückte Degen nun endlich an seiner Seite glänzt, glaubt der junge Offizier, nichts gewisser, als er sey nun berechtigt, mit einer Art von Mitleid, wo nicht gar Geringschätzung, auf alle diejenigen herabzusehen, die dieses Ehrenzeichen nicht tragen dürfen. Es ist daher meines Bedünkens gar nicht weise gehandelt, daß man jetzt anfängt den Zauberreiz, den ein Portepee für die Jugend hat, dadurch zu schwächen, daß man auch Leuten, die nicht vom Militär sind, welche tragen läßt. Ich dächte, die großen Herren thäten sehr unrecht,

der Auswahl ihrer Jugend, die so gut ist, ihnen für 150 Rthlr. jährlich oft zwanzig Jahre zu dienen, nicht so viel angenehme Puppen zu geben, als nur immer möglich ist. Wehe, wehe dem Staate, wenn er anders noch stehende Armeen braucht, in welchen der Schleyer, der so manche Unannehmlichkeit des Soldatenstandes verhüllt, erst ganz zerrissen seyn wird! — Der junge Offizier glaubt sich nun für alles das, was er, seiner Meynung nach, beym Hofmeister, auf der Schule, im Pagenhause, oder im Cadettencorps hat leiden müssen, schadlos halten zu dürfen. Er wirft nun die Bücher, die ihm so manche saure Stunde gemacht haben, mit Freuden weg; glaubt müßig zu gehen, und alles, was er gelernt habe, je eher je lieber zu vergessen, gehöre ganz vorzüglich zu seinem neuen Stande. Er hält sein Glück für völlig gemacht, und meynt es nun im Müßiggang und Uebermuth abwarten zu können, sich so ganz ruhig von einer Ehrenstufe zur andern fortschieben zu lassen. Er hält sich nun für berechtigt, die wenigen Stunden des Dienstes ausgenommen, seine völlige Freyheit zu genießen, worinnen ihm immer einige seiner Herren Kameraden sehr bereitwillig an die Hand gehen. Er übernimmt

nimmt das wirklich mühsamere und so geschwind ermüdende Geschäft, täglich acht bis neun Stunden müßig zu gehen, oder Ungezogenheiten von allen Arten zu begehen. Er gleicht einige Zeit lang einem jungen Füllen, welches auf der Weide herumspringt und vor Muthwillen kaum weiß wie es sich geberden soll. Er verthut sein Geld, macht Schulden, untergräbt seine Gesundheit, vergißt das was er wußte, lernt nicht was er sollte, hält unhöflich und brutal seyn für Bravour, macht sich dadurch überall verhaßt oder lächerlich: und hält, alles dieses nun ungeahndet thun zu dürfen, für seine wahre Bestimmung und den höchsten Grad der irdischen Glückseligkeit.

So vergehen nach und nach die Zeiten, die man die Flitterwochen nennt, die mehrentheils nur so lange dauern als das mitgebrachte Geld, und der im Anfange leicht zu habende Credit. Mit dem Ende desselben verfliegt nach und nach der süße Traum, der dem jungen angehenden Krieger sein jetziges Leben für einen Vorschmack von Elisium halten ließ.

Dieses Erwachen ist dem von einem Rausche ziemlich gleich. Man befindet sich übel, ärgert sich über sich selbst: ist von der Ungewißheit, (dem schrecklichsten aller Uebel!) was das Geschehene

für Folgen haben kann, gepeinigt, und weiß nicht, was man in dieser äußerst unangenehmen Lage machen soll. Man fängt an zu fühlen, daß man auch als Offizier misvergnügte Stunden haben kann. Das übelste in solchen Fällen ist alsdann mehrentheils der von einigen dienstfertigen Freunden ertheilte Rath, nur immer frisch darauf loszuleben, und es wie dieser und jener zu machen; wobey mehrentheils jener, vermuthlich von einem alten Säufer erfundene Sittenspruch: **Hundshaare auf den Schaden zu legen:** gebraucht wird, welches eigentlich so viel heißt, immer einen dummen Streich auf den andern zu häufen, damit man ja nicht zu sich selber kömmt.

Nun fängt man an, alles von der mitgebrachten Equipage, was nur einigermaßen entbehrlich ist, zu versetzen und zu verkaufen. Allein auch diese traurige Quelle ist bald erschöpft; der Geldmangel wird dringender; die älteren Schuldleute werden immer unhöflicher; die Einwohner der Garnison sind so ungezogen, daß sie nicht mehr borgen wollen. Zu Hause kann man nicht mehr bleiben, weil man sich da durchaus mit nichts mehr als mit Schlafen zu beschäftigen weiß, und das kann die allergesündeste Natur doch höchstens nur

sechzehn Stunden des Tages aushalten. Aus aller guten Gesellschaft hat man sich selbst verbannt, und sich so von selbiger entwöhnt, daß man es anfängt selbst zu fühlen, man könne nicht mehr darin fortkommen. In der schlechten, in welcher man sich und seine Zeit vollends ganz verdirbt, fallen mit unter Ungezogenheiten vor, die strenge Verweise, Arrest, und allerhand unangenehme Behandlungen von Seiten der Vorgesetzten nach sich ziehen.

Nun fangen an, Langeweile, sich selbst zugezogene Krankheiten, drückender Mangel, unwillig gewordene Vorgesetzte, den armen an Leib und Seele schwach gewordenen Offizier auf das fürchterlichste zu drücken, und er bemerkt mit Furcht und Schrecken, daß er nach sechs bis acht erbärmlich zugebrachten Jahren, kaum ein einziges Stufgen höher gerückt ist, wodurch die Glücks-Umstände, sehr oft um gar nichts, höchstens um einige wenige Thaler monatlich sind verbessert worden. Die Anciennetätsliste der Vorderleute will noch immer nicht kürzer werden. Die großen Herren wollen dem jungen, nach Ruhm, und besonders nach mehrerem Einkommen dürstenden Helden zu gefallen noch immer keinen Krieg anfangen. Das Regiment hat bey einem längst erwarteten Abgang

vielleicht gar Einschub bekommen. Man hat einen freundschaftlichen liebreichen Chef oder Commandeur mit einem etwas weniger nachsichtsvollen vertauschen, eine angenehme Garnison mit einer schlechten verwechseln müssen, ja vielleicht gar einen oder ein paar Feldzüge mitgemacht, ohne etwas mehr, als eine völlig zertrümmerte Equipage, und etwas Schulden mehr, wieder mit herauszubringen. Mit Einem Worte, man sieht nun ein, daß man sich bey dem ersten Entwurf zu seinem künftigen Glücke schrecklich verrechnet hat.

Nun bekommt die Sache auf einmal eine ganz andere Gestalt. Der Stand, der uns vor einigen Jahren der allererste, vergnügteste und glücklichste in der ganzen Welt zu seyn schien, ist nun in den Augen des mißmüthig gewordenen Offiziers der elendeste, unangenehmste und undankbarste. Er wünscht selbigen mit jedem andern zu vertauschen. Er fängt an das zu thun, wofür jedermann, der mit seinem Schicksal unzufrieden ist, sich nicht genug hüten kann, wenn er nicht völlig niedergeschlagen werden will: er stellt nämlich zwischen sich und Andern, die das Glück mehr begünstigt hat, oder wenigstens begünstigt zu haben scheint, Vergleichungen an.

Hier sieht er nun einen seiner Zeitgenossen, der eben auf Universitäten ging, wie er Offizier wurde, schon als ein angesehenes Mitglied bey einem Landes-Collegio und in der Rangordnung (ein Ding was die Galle manches Offiziers so oft schon in gefährliche Bewegung gesetzt hat,) auf einer Stufe stehen, auf welche er in den ersten zwanzig Jahren kaum kommen wird. Ein anderer seiner Jugendfreunde, der die schlüpfrige Laufbahn des Hoflebens betrat, blähet sich in der Hofequipage, wenn er bey üblen Wetter, oder vom Exerziren ermüdet, auf die Wacht ziehen muß. Während dem, daß er sich beym Rekruten-Exerziren, welches ihm, wenn er es sonst in seiner Jugend sahe, so ein angenehmer Zeitvertreib zu seyn schien, sich heiser schreyen muß, sitzt jener an der fürstlichen Tafel und lispelt einer reizenden, oder doch wenigstens geputzten Hofdame eine Süßigkeit oder eine Stadtneuigkeit zu.

Noch ein Dritter seiner ehemaligen Spielkameraden, der die Jägerey lernte, lebt als Forst- oder gar Oberforstmeister, in seinem Forsthause wie ein kleiner Fürst, hält Jäger, Pferde und Hunde, und er hingegen kann kaum einen Vogel zu seinem Zeitvertreib ernähren. Nun vollends

der Vierte, der das vom Vater ererbte Rittergut in angenehmster Ruhe verzehrt, der nicht einmal etwas zu vergessen braucht, weil er nie etwas gelernt hat, schlafen, essen, sich kleiden, und schlechterdings thun kann was er will, welches, nach der irrigen Meynung der mehresten Menschen frey seyn heißt: dieser erregt nun vollends seinen ganzen Neid. Nun leuchtet es ihm erst recht ein, daß blos die unglücklich getroffene Wahl in Ansehung seines Standes daran schuld ist, daß er nicht eben so glücklich ist, wie jene, da er doch wenigstens eben so viel Verdienste hat. Selbst der Kaufmannsdiener, den er in den ersten glücklichen Jahren seines Soldatenstandes, wo er ihm begegnete, zum Ausweichen zwang, wird auch nun der Gegenstand seines Neids. Dieser besitzt ein schönes Haus, hält Pferde und Wagen, und hat mehr Goldstücke im Beutel, als unser armer Freund das ganze Jahr lang Zweygroschenstücke zu sehen bekömmt. An allen dem ist doch nun blos das verwünschte Soldatenhandwerk schuld. Die kleine Schadloshaltung, daß man nach der, unter den Herren Kameraden, die uns dahin gebracht haben, wo wir nun sind, eingeführten Kunstsprache, diejenigen, die von einem andern Stande sind,

mit sehr witzig erfundenen Spottnamen belegt, zum Beyspiel: Mäuse, Hengst, Philister, Knote, Nietsch, und dergleichen, will auch nicht mehr recht helfen. Denn wenn man sieht, daß der Mann, den wir mit einem solchen Beynamen gern herabsetzen möchten, es nicht einmal bemerkt, und dabey ganz ungestört immer besser ißt und trinkt, geräumiger wohnt, und mehr Bequemlichkeiten als wir besitzt: so bemerkt man sehr leicht, daß unser ihm Geringschätzung zeigen sollendes Schimpfen nichts weiter ist, als das Anbellen des Mondes von einem Hunde. Im Grunde beneiden wir ihn, und wünschen uns zehnmal des Tages an seine Stelle. Je mehr man einen uns viel glücklicher als wir scheinenden herabsetzt, desto mehr schmerzt es uns, ihn doch über uns erhaben sehen zu müssen.

Es ist nun wohl natürlich, daß, wenn man den Stand, worin man sich befindet, für den allerelendesten hält; wenn man sich so in seiner Lage misfällt, daß man sie gerne mit einer jeden andern vertauschte; wenn man alle andere Menschen für glücklicher hält als man es selbst ist, und es vielleicht jemals werden kann, so führt man ein

Leben, das eine Art von Hölle seyn muß; und der sonst so viel Hirngespinste und Paradoxen lehrende Roußeau hat dießmal gewiß recht, wenn er sagt: un homme qui se deplait dans sa situation, et qui ne cherche pas de la changer, doit être ou bien fou ou bien misérable. Man rechne sich nun zu welcher dieser beiden Klassen man will, so wird man seinen Standpunkt eben nicht sehr angenehm finden. Mir wenigstens würde die Wahl für einen großen Thoren, oder für einen rechten elenden Menschen gehalten zu werden, äußerst schwer fallen.

Zu allen diesem bringt einen aber blos der irrige Begriff, den man sich von seinem Stande machte, als man ihn zu seiner Laufbahn wählte.

Indessen seyn Sie, mein jetzt ganz niedergeschlagener Freund, nur noch nicht so völlig trostlos; ich will, ehe ich weiter gehe, und Ihnen die Mittel zeige, die Sie für einer so verzweiflungsvollen Lage schützen können, darthun, daß Sie sich vielleicht gewaltig irren, wenn Sie denjenigen, den Sie so sehr beneiden, für so ganz außerordentlich glücklich halten. Er ist es vielleicht weniger als Sie, gewiß wenigstens nicht so, als Sie meynen.

Von der Wahrheit jenes alten Sprichworts, es ist nicht alles Gold was glänzt, hat Sie ja schon Ihr schön bordirter Hut und Ihr goldnes oder silbernes Portepee hinlänglich überzeugt.

Der Herr Hof- Justitz- Regierungs- Kammer- Kirchen- Kriegs- oder was für eine andere Art von Rath er auch immer seyn möge, den Sie so sehr beneiden, weil er schon Stabsoffiziers- oder gar Obristens Rang hat, indeß Sie noch immer Subaltern-Offizier sind, und weil er einige hundert Thaler jährlich mehr als Sie einzunehmen hat, ist vielleicht, und das mit guten Gründen, viel unzufriedener mit seinem Schicksale, als Sie mit dem Ihrigen. Will der gute Mann seinem Amte wie ein rechtschaffener Mann vorstehen — (thut er dieses nicht, so ist er ein Schurke oder ein Dummkopf, und an dessen Platz wünschen Sie sich doch gewiß nicht,) so hat er viel schwerere und oft unangenehmere Arbeit, und gewiß weniger angenehme Stunden, als Sie, selbst jetzt noch bey Ihren sich muthwillig zugezogenen Unannehmlichkeiten. Wenn Sie sorg- und beschäftigungslos mit Ihren Kameraden spatzieren gehen, selbigen einen freundschaftlichen Besuch auf

der Wacht machen, oder gar ganz ruhig in Ihrem Bette schlafen, sitzt er hinter seinen Acten, und muß seine Zeit damit zubringen, die elenden Pfiffe der Advokaten aus einander zu wirren, einen in keiner Sprache recht verständlichen Bescheid abzufassen, sich mit einer abscheulichen Inquisitionssache zu quälen, oder dunkle und trockne Rechnungen durchzusehen. Sie ennuyiren sich täglich höchstens eine Stunde auf der Parade; Er hingegen muß sich alle Tage, vielleicht einige Stunden lang, auf der Sessionsstube mit den Herren Collegen herumzanken. Er macht sich oft wider seinen Willen Feinde; Sie hingegen können, wenn Sie nur wollen, mit der ganzen Welt gut Freund seyn. Er muß seine ganzen Seelenkräfte anwenden, um bey den ewigen Pedanterien der Observanz, und bey der abscheulichen Lektüre des mehr als barbarischen juristischen Styls, nicht alles vernünftige Denken zu verlernen: Sie hingegen können, bey treuester Besorgung Ihrer Berufsgeschäfte, Ihren Geist mit allem was schöne Künste aller Art nur hervorzubringen im Stande sind unterhalten und stärken. Ja aber, werden Sie mir sagen, ich will zugeben, daß der Rath bisweilen etwas mehr zu thun hat als ich, dafür hat er

auch jährlich 800 Rthlr. und ich nicht einmal 200. Auch hier will ich Ihnen gleich zeigen, daß wenn er kein eigenes Vermögen hat, er nicht viel höher springen darf und kann als Sie.

Wir wollen so rechnen: Sie haben nichts von Hause, und er hatte nur soviel, daß er seine Studia beendigen konnte: so bald Sie anfingen zu dienen, bekamen Sie gleich, oder wenigstens nach einigen Monaten, Ihr zwischen 150 und 160 Rthlr. stehendes Traktament; er hingegen hatte nun ausstudirt, und bekam eine Assessor- Auditors- Expektanten- oder wie sonst alle die Stellen heißen mögen, bey denen man keinen Groschen einzunehmen hat. Er muß sich in der Residenz aufhalten, um nicht ganz vergessen zu werden; sich oft bey Hofe, bey den Ministers, bey Ihren Frauens, oder denjenigen Damen, die diese Stelle vertreten, zeigen; er kann dieses alles bey der strengsten Wirthschaft jährlich nicht unter 300 Rthlr. thun, und diese muß er natürlicherweise borgen. Wenn er nun nach Verlauf von vier Jahren endlich, — welches gewiß ein äußerst seltner Fall ist — die sehr ansehnliche Besoldung von 800 Rthlr. bekömmt, so ist er, unsrer so eben gemachten Rechnung gemäß, auch schon 1200 Rthlr. schuldig,

(bemerken Sie wohl, daß wenn er so hätte leben wollen, wie Sie in den ersten Jahren Ihres Offizierstandes lebten, so wäre er jetzt vielleicht schon einige tausend Rthlr. schuldig, und wäre gewiß ohne alle Hofnung so bald angestellt zu werden.) Um nun als Rath gehörig figuriren zu können, muß er doch wenigstens noch 300 Rthlr. aufnehmen, und er ist sehr glücklich, wenn er jemanden findet, der auf die 1500 Rthlr. Schuld eine Rückzahlung von 150 Rthlr. jährlich annimmt. Diese nun von seinen 800 Rthlr. abgerechnet, bleiben ihm noch 650 übrig. Er muß einen Bedienten haben, welcher ihm, die Livree mit eingerechnet, jährlich 100 Rthlr. kostet; Sie bedient ein Soldat von der Compagnie, dem Sie jährlich höchstens 16 Rthlr. geben, eben so gut; er bleibt also hier wieder mit 84 Rthlr. gegen Sie zurück, und behält von seinen 650 Rthlr. nicht mehr als 550 übrig. Sie wohnen recht gut für 24 bis 30 Rthlr. jährlich; er muß wenigstens 60 Rthlr. geben.

Da Sie keine Bedientenstube zu heitzen brauchen, so ersparen Sie auch gewiß für 12 Rthlr. jährlich an Holze. Unser Rath muß also, ohne das geringste Vergnügen mehr als Sie zu genießen, wieder 42 Rthlr. jährlich mehr als Sie aus-

geben, und hat alſo nun noch 500 und etliche Rthlr. und Sie noch immer ungefähr 140. Ihr Anzug koſtet Ihnen, außer dem gewöhnlichen Regimentsabzug, wenn Sie immer recht gut gekleidet seyn wollen, jährlich 30 Rthlr. Dem andern koſtet ſeine Garderobe wenigſtens 200 Rthlr, er hat alſo zu denen Ausgaben, wozu Ihnen noch ohngefähr 80 Rthlr jährlich übrig bleiben, 300 Rthlr. Ohnerachtet ſich davon noch allerhand Ausgaben, die er nothwendig mehr als Sie das Jahr durch machen muß, abziehen ließen, ſo wollen wir, um ihn recht glücklich zu machen, ihm ſelbige ganz laſſen.

Nun bedenken Sie einmal, daß ſeine Laufbahn mit ſeinen 800 Rthlr. faſt ſo gut wie geſchloſſen iſt. Die Räthe, die es noch bis zu Geheimde-Räthen, Präſidenten, oder Miniſters bringen, ſind wahrhaftig noch ſeltener, als die Fähndrichs, die als General ſterben. Auf dieſe angenehme Hofnung können Sie doch gewiß jährlich auch wenigſtens 50 Rthlr. rechnen. Eine Compagnie kann Ihnen, wenn Sie nicht beſonderes Unglück haben, und dafür iſt auch der Rath nicht geſichert, gar nicht fehlen, und dann haben Sie doch gewiß eben ſo viel als wie jener.

Aber freylich bleibt noch eine zu Ihrer Kränkung sehr erhebliche Ursache übrig, und die ist der ungleich höhere Rang, den jener vor Ihnen voraus hat. Aber um des Himmels willen, lieber Freund, ich sollte denken, es müßte Ihnen unter allen andern Menschen am einleuchtendsten seyn, daß die Leute, wenn sie nicht in einer beständigen Verwirrung durch einander laufen sollen, nach einer zwar beliebigen, aber nun einmal festgesetzten Ordnung rangirt werden müssen. Werfen Sie doch nur einen Blick auf Ihre Compagnie; da entscheidet die körperliche Größe den Platz, auf welchen der Mann zu stehen kommt, ohne seinen innern Werth weiter zu untersuchen. Der Flügelmann ist vielleicht bey weitem kein so verdienstvoller Mann, als der linke Flügelmann des zweyten Gliedes. Würden Sie aber diesen nicht für einen Thoren halten, wenn er darüber klagen wollte, daß er diesen scheinbaren Vorzug entbehren müsse? Gerade das, was die Rangirrolle für Ihre Compagnie ist, das ist die Rangordnung für die übrige Welt.

Die Menschen können ja unmöglich alle auf einem Platze stehen. Schon wenn nur zwey Leute neben einander einherschreiten, muß nothwendig einer zur rechten, und einer zur linken Hand ge-

hen; zu einer Thüre, wo nur Einer auf einmal durchkommen kann, muß auch ganz nothwendig Einer voran, und Einer hinterdrein gehen. Man hat also müssen, um den ewigen Streitigkeiten über das Rechts- oder Links- Vor- oder Nachgehen ein Ende zu machen, die Menschen in gewisse Glieder abtheilen, in welche sie, wenn sie in Parade stehen, treten müssen. Sie und alle Ihre Kameraden traf nun das Loos, in das zweyte Glied gestellt zu werden, so bald eine sehr große und von allen Ständen vermischte Gesellschaft an einem Hof, oder an einem andern öffentlichen Orte zusammenkam. Indessen benehmen Sie sich nur immer recht gut und artig, so schadet Ihnen dieses eben so wenig, als es dem Verdienste derer Ihrer Leute etwas entzieht, die Sie ins zweyte Glied stellen, weil doch auch da welche stehen müssen.

Sollte Ihnen indessen dieses, meiner Vorstellung ohnerachtet, doch gar zu schmerzhaft fallen, so hängt es ja nur von Ihnen ab, sich so selten als möglich in die Verlegenheit zu setzen, daß Sie jemanden müssen vor sich stehen sehen, von welchem Sie glauben, daß er schlechterdings hinter Ihnen stehen müßte. Rangstreitigkeiten nehmen

ja, Dank sey es der immer mehr und mehr Terrain gewinnenden Vernunft, täglich mehr ab, und nur noch an Höfen, wo überhaupt ganz andere Gebräuche herrschen, als in der übrigen Welt, oder bey wenigen anderen öffentlichen Feyerlichkeiten findet noch eine ganz strenge Rangordnung statt. Gewiß es ist billig, daß es noch einen Ort in der Welt giebt, wo der blos gewöhnliche Hofmann noch etwas gilt, da man ihn sonst fast nirgends mehr achtet. Gönnen Sie ihm also immer das kleine Vergnügen, daß er einmal zu Ihrer Rechten, und Sie hingegen an seiner linken Seite sitzen. Wahrlich! er erkaufte es sehr theuer.

Seyn Sie nur immer in allen Gesellschaften angenehm, unterhaltend, und bescheiden: und ich gebe Ihnen mein Wort, Sie werden überall lieber gesehen, öfterer in Gesellschaft gezogen werden, und mehr Vergnügen daselbst finden, als der zu ewigem Actenlesen verdammte Herr Rath; der sich, wenn er nicht ganz besonders genau auf sich Achtung giebt, sehr leicht an den eben nicht sehr unterhaltenden Kanzley-Styl gewöhnen kann. Ja Sie werden sogar lieber gesehen werden, als der nichts als Complimente sagen könnende Hofkavalier. Ohnerachtet Sie hinter Beiden rangieren,

wird

wird man Sie doch, sobald es die Gesetze der Rangordnung, welche, wie alle einmal angenommene Gesetze, billig unverbrüchlich gehalten werden müssen, nur einigermaßen erlauben, gern wieder vorziehen. Wo die Offiziers viel über Zurücksetzung klagen, da liegt die Schuld gewiß an ihnen; entweder sie zeigen sich in keiner guten Gesellschaft, oder sie wissen sich nicht mit gefallendem Anstande in selbiger zu benehmen. Lernen Sie nur dieses, und ich versichre Sie, Sie werden es in einem ganzen Jahre kaum zwey Minuten lang bemerken, daß Sie ins zweyte Glied zu stehen kommen, wenn in Parade rangirt wird.

Ich glaube Ihnen, lieber Freund, nun hinlänglich bewiesen zu haben, daß Sie unrecht thun, wenn Sie den Geschäftsmann für viel glücklicher als sich selbst halten.

Nun betrachten Sie einen Augenblick denjenigen Ihrer Bekannten, der in der Laufbahn des Hofs viel weiter vorgerückt ist, als Sie in der Ihrigen, und schon längst Kammerjunker oder gar Kammerherr heißt, dieweil Sie nur noch Lieutenant oder höchstens Stabshauptmann sind.

Auch hier müssen wir wieder mit einer Berechnung anfangen. Er steht sich, ohnerachtet er

vielleicht jährlich hundert Thaler mehr, als wie jener Rath, und an manchen Höfen auch die freye Tafel hat, doch wenig besser als jener, von welchem ich Ihnen dargethan habe, daß das, was er wirklich mehr für sich übrig behält, als Sie, so etwas ganz erstaunend beneidenswürdiges eben nicht ist.

So lange der sich dem Hofe widmende junge Mann Hof- Kammer- Jagd- Stall- oder eine andere Art von Junker ist, hat er sehr wenig mehr, und vielleicht nicht einmal so viel als Sie, und muß demohnerachtet in Quartier, Kleidung und Bedienung dreymal mehr Aufwand machen, als Sie. Gelangt er nun endlich zur Kammerherrnsbesoldung, so bringt er eine noch größere Last Schulden mit, als der Rath aus seinem Assessor-Stande.

Es versteht sich von selbst, daß ich hier wieder von einem solchen Hofmanne spreche, der kein eigenes Vermögen hat; denn der reiche Offizier tauscht natürlicher weise eben so wenig mit dem armen Kammerherrn, als der für sich reiche Hofmann mit dem unbemittelten Staatsminister.

Der Aufwand unsers Hofmannes steigt außerordentlich mit seiner Standeserhöhung. Die Ausgaben, die der Kammerherr mehr als der Hofjunker machen muß, sind viel beträchtlicher als

die, die der Compagnie-Inhaber mehr als der Fähndrich zu machen braucht. Wiederholen Sie also nur meine erste Berechnung, und Sie werden finden, daß der Kammerherr, seines goldnen Schlüssels ohnerachtet, eben so gut, als wie Sie, eine leere Schatulle wird aufschließen müssen, wenn Sie beide nicht sehr gut wirthschaften.

„Aber," höre ich Sie mir einwerfen, „um wie viel ist er nicht sonst glücklicher als ich. Er zieht auf keine Wacht, er braucht keine Rekruten zu exerzieren, er kennt keine Vorgesetzten, die ihn schikaniren." — Auf die Wacht zieht er nicht, das ist wahr; aber er zieht auf einen viel unangenehmern Platz, in die Antischambre oder ins Courzimmer. Dieweil Sie in Ihrer Wachtstube im bequemen Lehnstuhl sitzen, und mit einem Ihrer Kameraden vertraulich eine Stunde verplaudern; in einem unterhaltenden Buche lesen; sich mit Ihren abwesenden Freunden in traulichen Briefen unterhalten; oder um den Charakter Ihrer Untergebenen kennen zu lernen, ihren mannichfaltigen Gesprächen zuhören, oder auch vor Ihrer Wacht spazieren gehen, wo Sie alles das Annehmliche genießen können, was man auf jedem Spaziergange genießen kann; steht der arme Kammerherr wie ange-

nagelt im Hofgemache, spricht entweder gar nichts, oder muß mit Jemanden, von welchem er lieber zwanzig Meilen weit entfernt wäre, von den abgeschmacktesten und elendesten Dingen reden, dabey aber noch immer jedes Wort ängstlich abwiegen, und er erliegt fast unter der drückenden Last der Langenweile. Er muß seinen Charakter zur Verstellung, zur niedrigen Schmeicheley und zu der elendesten Art von Biegsamkeit gewöhnen, damit sein Gesicht, gleich einem Spiegel, nur immer das wieder zurückwirft, was man ihm vorhält. Ein denkender Hofmann in der Antischambre ist das bejammernswürdigste Geschöpf unter der Sonne. Er muß schweigen, wenn er sprechen möchte; demjenigen, dem er lieber seine Verachtung zeigte, mit zuvorkommender Höflichkeit begegnen. Er muß spielen, oder vielleicht gar tanzen, wenn er sich kaum des Schlafs erwehren kann: er muß gewisse nichtsbedeutende Kleinigkeiten mit einer Art von Feyerlichkeit thun lernen, als wenn seine Seele die Sprünge, die er macht, wirklich für etwas sehr Wichtiges hielte. Kurz, er muß, wie manches seine Freyheit beseufzende Thier, tanzen und sich verbeugen, wenn und wie ihm vorgetrommelt wird. Sollte dieses wohl ein Stand seyn,

den man beneiden müßte? Wer dieses, meiner der Wahrheit gemäß hier entworfenen Beschreibung ohnerachtet, doch noch kann, der ist nicht werth, daß man ihn tröstet.

Den dümmsten Rekruten exerziren zu lernen, ist kaum eine so peinliche und den Geist so herabstimmende Arbeit, als mit einer, eben so wie wir, vor Langerweile gähnenden Hofdame eine Partie Whist zu spielen, deren Verstandskräfte vielleicht schon so abgestumpft sind, daß sie auch nicht einmal den gewöhnlichen Gang des Spiels mehr recht begreifen kann. Sie exerzieren ja nicht alle Tage Rekruten, oder doch höchstens nur einige Stunden des Tages; der arme Kammerherr aber muß an den meisten Höfen alle Tage wenigstens seine halbe Zeit mit Menschen verderben, die sehr oft noch ärmer an Begriffen sind, als der roheste Rekrute. Diesem dürfen Sie es noch dazu sagen, daß Sie ihn für dumm halten; ja es ist Ihnen sogar erlaubt, alle Mittel anzuwenden, ihm das, was Sie ihn lehren sollen, begreiflich zu machen. Der Hofmann aber muß denen von der Natur oder durch lange angewendeten Fleiß verstimmten Menschen, mit denen er umgehen muß, immer versichern, daß er sie für sehr ausgebildet halte, und

vielleicht seine ganze Lebenszeit durch von ihren Launen abhängen. Sie genießen nach vieler Arbeit doch endlich das Vergnügen zu sehen, daß Sie aus einem ungeschickten Menschen einen brauchbaren Soldaten gemacht haben: dieß Vergnügen wird der Hofmann ewig entbehren und sehr froh seyn müssen, wenn ihn diejenigen, mit welchen er sich so quälen muß, am Ende nicht selbst um seinen guten gesunden Verstand bringen.

Er ißt und trinkt besser wie Sie, das ist gewiß; aber auch an der wohlbesetzten Tafel drücken ihn die Ketten der Sklaverey. Er schluckt alles, ohne daß ein unterhaltendes Gespräch die Speisen würzet, in der größten Eil herunter. Auch da muß er lachen, wenn alles lacht, aufhören zu essen und zu trinken, wenn es ihm vielleicht am besten schmeckt. Das große Glück, belebende Freude aus dem wonnevollen Becher mit dem Weine zugleich zu genießen, ist für ihn auf ewig verloren. Für ihn ist der Wein weiter nichts mehr, als was jedes Magenstärkende Mittel für alle andere Menschen ist; seine ganze übrige Zauberkraft ist für ihn verloren. Wie oft habe ich in meinem Leben einen vernünftigen Hofmann den Tag als einen Festtag preisen hören, an welchem

er einmal sich mit vieler Mühe von der Hoftafel losreißen durfte, um mit freyen Menschen, zwar lange nicht so gut, aber ohne Zwang essen zu können.

Er bekommt allerdings viel seltener Verweise als Sie, dagegen aber muß er ängstlich die Miene des alten Oberhofmeisters oder Obermarschalls studiren; und wenn er sich einmal zu tief oder nicht tief genug gebückt; wenn er einmal zu laut genießt oder gar gesprochen hat, oder mit einem Worte gegen das hundertköpfige Ding, was man die Hofetikette nennt, verstoßen hat, so bekommt er eben so gut Verweise wie Sie, wenn Sie eine unrichtige Meldung von Ihrer Wacht gethan, Ihren Zug nicht gut geführt, oder Ihr in der Hand habendes Gewehr nicht regelmäßig bewegt haben. Ihnen ist es ganz einerley, ob Ihr Fürst heute gut geschlafen und verdaut hat, oder nicht; Sie thun Ihren Dienst immer wie gewöhnlich fort: und werden Sie auch vielleicht heute blos deswegen, weil er nicht guter Laune ist, etwas gescholten, so ist das Unglück so gar groß nicht. Der dienstthuende Kammerherr aber muß die übeln Folgen einer solchen unangenehmen Laune vielleicht Tage und Wochen lang ertragen. Beneiden Sie

nun noch den armen Kammerherrn um die einigen hundert Thaler, die er jährlich mehr hat wie Sie, und die Ihnen in der Folge der Zeit auch zu Theil werden müssen?

Auch er hat den Rang vor Ihnen: sehr billig. Er figurirt bey Hofe, und Sie hingegen sind Zuschauer: und es hängt von Ihnen ab, das Schauspiel, was jener dort aufführen muß, nur so oft mit anzusehen, als Sie wollen. Der Rang, den Sie ihm da laßen, ist gewissermaßen das, was Sie ihm für seine saure Mühe geben, auch vor Ihnen einmal seine Kunststücke zu zeigen. Werden Sie in eine andere Gesellschaft gebeten, so können Sie mit der angenehmen Ueberzeugung dahin gehen, daß man Sie blos deswegen in selbige bat, um Ihres Umgangs zu genießen; den Kammerherrn aber bittet man sehr oft nur seiner zwey Knöpfe wegen, die er mehr, als jeder andere Mensch, an seinem Rocke zu tragen berechtigt ist. Geben Sie nur Achtung, wenn Sie zum Beyspiel auf einem Ball mit ihm zusammengebeten sind, ob die besten und vornehmsten Tänzerinnen (ich setze natürlich voraus, daß Sie gut tanzen) nicht lieber mit Ihnen, als mit dem vom langen Stehen steifgewordenen Kammerherrn tanzen werden?

Wie ich Ihnen gesagt habe, nur von Ihnen und Ihrem Betragen in der Gesellschaft hängt es ab, daß Sie nie eine Art von Zurücksetzung fühlen werden.

Ist Ihre Einbildungskraft indessen gar zu reizbar, daß Sie die kleinen scheinbaren Vorzüge, die der Hofmann hier und da vor Ihnen hat, durchaus nicht mit Gelassenheit ertragen können, so richten Sie dieselbe einmal auf einen andern Gegenstand, der diesen am Werthe gewiß völlig gleichkommt. Schmeichelt es denn Ihrer Ehrliebe nicht ganz besonders, daß Kaiser, Könige, Fürsten, deren Söhne und Brüder, heut zu Tage fast alle den nämlichen Rock tragen, den Sie tragen? und noch nie sah ich einen, der einen Kammerherrnschlüssel getragen hätte. Der Königssohn thut, ohne sich dessen zu schämen, den Dienst eines Subalternoffiziers: aber der jüngste Sohn des allerlezten appanagirten Reichsfürsten aus den alten Häusern wird gewiß weder Hofmarschall noch Oberkammerherr werden wollen. Wenn also Ihre Einbildungskraft durchaus mit einer Puppe spielen muß, so lassen Sie selbige doch lieber mit dieser spielen.

„Der Landedelmann aber, der auf seinem Gute lebt, ist doch gewiß viel glücklicher als ich,"

werden Sie mir nun noch sagen. Glauben Sie das ja nicht, lieber junger Freund. Wenn auch dieser nicht sehr reich ist, und nur gerade so viel Pacht von seinem Gute zieht, oder selbst herauswirthschaften kann, als er zu seinem Leben braucht, so ist er gewiß weniger glücklich als Sie. Ihnen ist zum Beyspiel die Witterung, so wie sie der liebe Gott geben will', immer ziemlich recht; der Landedelmann aber zittert bey jedem aufsteigenden Gewitter. Eine unglückliche halbe Stunde Hagelwetter bringt ihn vielleicht um die Einkünfte eines ganzen Jahres; etwas anhaltender Regen schmälert sie um die Hälfte; ein allzufruchtbares Jahr verringert sie ebenfalls. Ein unglückliches Viehsterben, eine Feuersbrunst, zehn nicht vorherzusehende Umstände machen ihn zum armen Manne: sein Glück hängt also beständig von Dingen ab, gegen welche weder Muth noch Weisheit schützen können. Bricht nun vollends gar ein Krieg aus, dann sind Sie immer der aktive und jener blos der passive Theil. Sie können, wenn Sie nur einigermaaßen Glück haben, im Kriege auf einige Vortheile rechnen; der größte, den jener hingegen zu erwarten hat, ist: nicht an Bettelstab zu kommen. Wirthschaftet er selbst,

dann ißt er recht im eigentlichen Verstande sein Brod im Schweiße seines Angesichts: da Sie hingegen das Ihrige, doch die meiste Zeit wenigstens, in Ruhe und mit Freude genießen können. Er muß sich mit widerspenstigen Bauern, nachläßigem Gesinde und unverträglichen Nachbarn oder eigennützigen Pfaffen zanken, und sich über sie mehr ärgern, als Sie über Ihre Rekruten und einige ungezogene Leute Ihrer Compagnie. Er muß viele Hülfsmittel in sich selbst haben, wenn ihm nicht nach und nach das, was man Verbauern nennt, wiederfahren soll; denn an Gesellschaft fehlt es ihm oft noch weit mehr, als Ihnen in der allerkleinsten Garnison, und zum Lesen hat er wenig oder gar keine Zeit übrig. Also dünkt mich, mit diesem zu tauschen, wäre auch nicht sehr rathsam.

Nun ist noch ein Gegenstand Ihres Neides übrig, das ist der Handelsmann. Wenn Sie Vermögen für sich haben, so würde es Ihnen ohnehin nicht einfallen, mit selbigem tauschen zu wollen; denn außer den Annehmlichkeiten, welche Glücksgüter verschaffen können, hat dieser Stand wenig in die Augenfallendes. Arm und unbemittelt die Kaufmannschaft treiben zu wollen, ist

ein sehr mißliches Unternehmen. Die Leute, die mit wenig oder gar keinem Vermögen eine Handlung anfingen, und doch sehr reich wurden, sind eben so selten, als diejenigen, die sich im Lotto reich spielen. Haben Sie eine so ungeheure Portion Glück als dazu gehört, so verspreche ich Ihnen, daß Sie nicht anders als als Generalissimus sterben sollen, und dieß ist doch in allem Betracht besser, als der größte Bankier zu seyn.

Ich hoffe Ihnen nun hinlänglich gezeigt zu haben, daß Sie unrecht thun, wenn Sie den Soldatenstand so ganz tief unter alle übrige herabsetzen. Wenn Sie nur in der Folge alles das, was ich Ihnen sagen werde, mit Ernst und ohne Unterlaß befolgen, so werden Sie finden, daß Sie fast in keinem Stande glücklicher, ruhiger und freyer leben können, als gerade in diesem. So viel versichre ich Ihnen wenigstens auf meine Ehre, wenn ich das Unglück haben könnte, noch einmal meine Laufbahn anfangen zu müssen, so bin ich so gewiß von dem, was ich so eben gesagt habe, überzeugt, daß ich keinen andern Stand wählen würde, als diesen, ohnerachtet ich gewiß weit von denen entfernt bin, die ein glänzendes Glück in demselben gemacht haben. Ich versichre Sie im Gegentheil,

daß ich einem jeden von ihnen herzlich wünsche, daß er weniger Unglück auf seiner militärischen Laufbahn finden möge, als mir auf derselbigen, halb durch meine, halb durch die Schuld des Schicksals begegnet ist.

Noch ein einziges Wort muß ich Ihnen zur Warnung sagen. Sollte das Militär noch einen solchen fürchterlichen Stoß erhalten, als es durch den Verlust des wahren, einzigen Königs erlitten hat; dann eilen Sie, sobald Sie können, diesen Stand, den nur er allein gehörig zu schätzen, zu brauchen und aufrecht zu erhalten verstand, zu verlassen. Mit Schmerz muß ich es bekennen, daß mit diesem ewig merkwürdigen Manne viel von der wahren Würde, von dem Glanze und von den Annehmlichkeiten dieses Standes verloren gegangen ist. Das Militär ist mit seinem Dahinscheiden tief gesunken, aber noch wenigstens ist es doch nicht ganz gefallen. Es ist nicht mehr das, was es zu seinen Zeiten war, aber es ist doch noch immer ein Stand, für welchen die großen Herren wenigstens Achtung heucheln. Er wird sich noch lange erhalten, wenn nur die Mitglieder desselben ihn nicht selbst vollends ganz sinken lassen. Es ist bekannt, daß je schwächlicher die Gesundheit

wird, desto strengere Diät muß man halten: im Sturm zeigt sich die Geschicklichkeit und der Muth des Schifmannes am meisten. Also gerade jetzt ist es Zeit zu zeigen, daß Sie im Stande sind, durch Ihr kluges und gutes Betragen sich und Ihren Stand in seiner vorigen Würde zu erhalten.

Vergessen Sie also, Sie, die Sie den Soldatenstand zu Ihrem Beruf gewählt haben, nie, sich fest zu überzeugen; daß in keinem in der Welt mehr Behutsamkeit in dem Betragen, genauere Erfüllung der kleinsten Pflicht, und vorzüglich eine strengere und ordentlichere Wirthschaft erfodert wird, als in diesem, wenn Sie ihn nicht sehr bald lästig, undankbar und fast unerträglich finden wollen.

Ununterbrochene Behutsamkeit in Ihrem ganzen Betragen ist Ihnen deswegen vorzüglich unentbehrlich, weil man in keinem Stande so feine und so weit ausgedehnte Begriffe von Ehre hat, als in diesem. Die Ehre, oder wenigstens der gute Ruf eines Offiziers ist eine äußerst delikate Sache. Der kleinste Fleck ist beynahe unauslöschlich. Was dem sich mit ihm in gleichem Alter und Stande befindenden Studenten, Pagen, die Jagd oder

den Bergbau erlernenden jungen Mann als ein sehr verzeihlicher Jugendstreich übersehen wird, ist schon hinreichend den jungen Offizier in einen üblen Ruf zu setzen; ja sehr oft macht eine einzige dergleichen unüberlegte Handlung ganz unglücklich. In keinem Stande ist der junge Mensch so sehr und beständig von seinen Untergebenen beobachtet, als im Militär. Hat er einmal das Unglück, sich in deren Augen lächerlich zu machen, so bin ich ihm gut dafür, er wird es bleiben, und wenn er Generallieutenant würde. Wie außerordentlich viel Behutsamkeit gehört also nicht dazu, sich beständig in Achtung (welche bloße Furcht nie bewürkt) bey einer Menge roher, zuweilen gar übelgesinnter Leute zu erhalten, die auf jede Gelegenheit, bey welcher sie ihren Vorgesetzten lächerlich machen können, gleichsam lauren. Kein Mensch ist schon so früh und so oft sich ganz selbst überlassen, als der Offizier. Von dem Tage an, da er Fähndrich wird, muß er gleich selbst eben so gut eine Rolle übernehmen, als derjenige Offizier, der schon zehn Jahre gedient hat; da alle andere Anfänger oft noch Jahre lang blos Statisten bleiben. Wie nothwendig ist es also nicht, sich auch nie einen Augenblick aus den Augen zu lassen!

Von dem, was man Bravour nennt, will ich hier gar nicht sprechen; denn meinem Bedünken nach soll und kann ein Mensch, dem die Natur diese Eigenschaft ganz versagt hat, eben so wenig Soldat werden, als ein blindgeborner Mensch die Mahlerkunst erlernen darf. Ich weiß zwar recht gut, daß es auch hier und da Ausnahmen dieser Regel giebt, und daß mancher als General ist mit Kanonen in sein Grab geschossen worden, der sich nie so nahe als bey dieser einzigen Gelegenheit beym Kanonenfeuer verweilt hat. Indessen sind die Fälle, wo ein Offizier, der bey jeder Gelegenheit weglaufen, sich überall furchtsam und ängstlich betragen würde, und nicht weggejagt werden sollte, äußerst selten. Auch überdem muß ich aufrichtig gestehen, daß ich diejenigen, die bey einer solchen Organisation, vermöge welcher sie keinen bloßen Degen sehen, oder keinen Schuß hören können, doch Soldaten bleiben, viel zu sehr verachte, als daß ich mir die Mühe geben sollte, für sie zu schreiben.

Das zweyte, worauf Sie, wenn Sie sich dem Soldatenstande widmen wollen, vorzüglich zu sehen haben, ist eine ununterbrochene Thätigkeit in Ausübung Ihrer Pflicht. In keinem

Stande

Stande giebt es dem Anscheine nach weniger zu thun, als im Militär und doch verlangt keiner mehr Pünktlichkeit. Alle andere Geschäfte lassen sich Stunden, auch wohl gar Tage lang verschieben; und sehr oft durch die dritte Hand besorgen. Im Soldatendienst aber muß die Minute eingehalten werden, und jeder muß das, was seines Amts ist, selbst thun.

Gewöhnt man sich nun nicht sehr früh an diese strenge Ordnung, so wird sie oft äußerst lästig, und man setzt sich jeden Augenblick unvermeidlichen Verdrüßlichkeiten aus. Gewiß niemand in der Welt kommt öfterer in den Fall, daß ihm die Zeit zu lang und zu kurz wird, als der Offizier. Das erstere macht das Leben lästig, und das zweyte erschwert die Geschäfte. Ferner gehört zu einem jeden, und es sey dem Anscheine nach auch noch so kleinen Geschäfte, was der Offizier zu verrichten hat, eine ganz besondere und immer gegenwärtige Aufmerksamkeit. Der geringste Fehler fällt gleich in die Augen, bleibt selten unbemerkt, ist nicht leicht wieder gut zu machen, und wird mehrentheils dieserhalb gleich auf der Stelle gerügt: anstatt daß man bey jedem andern Stande fast immer Zeit und Muße genug hat, das schon gethane noch ein-

mal durchzusehen, hie und da zu verbessern, oder wohl gar in aller Stille zu verändern. Kein Stand leidet weniger, das was man Distraktion nennt, welches nach meiner Meynung, wenn es oft vorkommt, immer schon die erste Stufe des Wahnsinns ist, als der Soldatenstand.

Selbst das gehört nothwendig zu einem guten Offizier, daß er alle seine Geschäfte, wenigstens dem Anscheine nach, mit Lebhaftigkeit und Eifer betreibe. Der Mann, der in einem Collegium arbeitet, mag langsam oder geschwind sprechen, sich schön oder schlecht ausdrücken, und übrigens sich bey allem was er thut gebärden, wie er nur will, so schadet dieses alles der Hauptsache gar nichts. Der Offizier aber, der vor seinem Zuge steht, als wenn er eben einschlummern wollte, der wenn er kommandirt, spricht, als wenn er in einer Krankenstube wäre; der in allen seinen Bewegungen so langsam und schwerfällig ist, wie ein Podagrist: der wird nie ein brauchbarer Offizier seyn. Sein Wort, sein bloßer Blick, muß hundert und mehrere Menschen gleichsam begeistern können. Seinem Auge muß nichts entgehen, sein Benehmen muß immer Beyspiel seyn. Er muß und darf sich nicht einen Augenblick hinsinken lassen,

und dazu braucht er eine ununterbrochene Aufmerksamkeit auf sich selbst; damit er eben so wenig in den entgegengesetzten Fehler verfalle, und sich nicht etwa immer anstelle, als wenn er sich vor Angst zerreißen wolle, und nicht immer so aussieht, als wenn er Krämpfe hätte. Außer dem bösen und unanständigen Aussehen, welches ihm diese Aengstlichkeit giebt, wodurch er bey seinen Kameraden und Untergebenen lächerlich wird, hat sie noch diese üble Folge, daß sie ihm das dem Soldaten zu allen seinen Unternehmungen so unentbehrliche kalte Blut raubt. Ein solcher immer, wie Paulus bey seiner Verklärung, außer dem Leibe wallende Offizier wird sehr oft noch gröbere Fehler machen, als der Nachläßige oder der Schläfrige oder selbst der Unwissende.

Die gefährlichste Klippe endlich, an welcher die meisten jungen Offiziers scheitern, und welche sie so weit bringt, den Stand, den sie erwählt haben, zu hassen und unerträglich zu finden, ist die schlechte Verwaltung ihrer Finanzumstände. Sehr wenig junge Leute haben so viel und mancherley Gelegenheit, ihr Geld auf allerley Art zu verthun, als der junge Offizier. Langeweile, die noch dazu mehrere ihresgleichen drückt, die daraus

entstehende Verführung und der fast gänzliche Mangel an Aufsicht, haben über keines Menschen Beutel freyere Gewalt, als über den des jungeu Offiziers, der so selten Gelegenheit hat, ihn wieder zu füllen. In keinem Stande ist man ferner ganz unerwarteten Ausgaben so sehr ausgesetzt, als im Militair. In jedem andern reiset man zum Beyspiel nicht, wenn man kein Geld hat: der Offizier hingegen muß, wenn er kommandirt, versetzt, oder zum Marsch beordert wird, seine Reise antreten, ohne Rücksicht auf seinen Kassenbestand nehmen zu können. Wie höchst nothwendig ist es also, wo möglich immer wenigstens etwas baares Geld vorräthig oder doch Credit zu haben; und beides wird man ohne ein guter Wirth zu seyn, schwerlich erlangen können.

Vergessen Sie also, Sie meine liebenswürdigen Freunde, die Sie im Begriff stehen, Offiziers zu werden, oder es kürzlich geworden sind, ja nicht, sich fest zu überzeugen, daß auch dieser Stand nicht nur, so wie alle übrige, seine von ihm unzertrennlichen Beschwerden; sondern auch wirklich noch verschiedene mehr als alle übrigen habe. Rüsten Sie sich mit männlichem Muthe zu, daß Sie bereit sind, diese ohne Murren zu ertragen. Unser

Stand erfodert viel Geduld; und wer sich verschiedene Dinge, ohne sich unglücklich zu fühlen, nicht versagen kann, der trete ja nicht in denselben. Wer zum Beyspiel sein höchstes Glück in den Genuß leckerhafter Speisen setzt, für den ist der Soldatenstand durchaus nicht: denn sehr oft kommt der Offizier in Umstände, wo er diese auf keine Weise haben kann, und wenn er im Stande wäre, sie mit Gelde aufzuwiegen. Der Unmöglichkeit sich dergleichen in Kriegszeiten oder auf Märschen zu verschaffen, will ich gar nicht gedenken: aber selbst im Frieden muß der Offizier oft Jahre lang in einer Garnison stehen, wo man kaum einen Begriff von solchen ausgesuchten feinen Speisen hat, vielweniger daß jemand im Stande seyn sollte, sie zu bereiten. Für alle diejenigen also, von denen der Apostel Paulus sagt, daß der Bauch ihr Gott sey, schickt sich der Soldatenstand ganz und gar nicht. Sind dergleichen Leute von adelicher Herkunft, so müssen sie Domherren oder Hofkavaliers werden; sind sie niedrigern Standes, so rathe ich ihnen nach der Stelle eines Küchenmeisters oder andern dem ähnlichen, zu trachten: da können sie ihren Gaumen zeitlebens nach Gefallen kitzeln. Der Offizier muß, wenn er in seinem

Stande glücklich seyn will, sich daran gewöhnen, — wozu nach meiner Meynung kein hoher Grad von stoischer Philosophie gehört, — bey einer guten Suppe und reinlich zugerichteter sogenannten Hausmannskost vergnügt seyn zu können. Diese, das verspreche ich Ihnen, kann und wird er, wenn er richtig bezahlt, überall finden, und die Fälle, wo er sich vielleicht blos mit einem Stück Commißbrod und einem Schnaps begnügen muß, werden so selten seyn, daß sie mehr für Tage einer angenehmen Abwechselung, nach welcher der reichste Schlemmer selbst zuweilen lüstern ist, gelten können, als für böse Zeitläufte.

Gleiche Bewandniß hat es mit denjenigen, die durchaus täglich dreyzehn Stunden von ihrer Existenz verschlafen müssen, und immer fünf bis sechs Zimmer zu ihrer Bequemlichkeit brauchen. Denen würde es freylich eine Qual seyn, wenn sie im Zelte, im Kantonirungsquartier, in einem schlechten Bauerhause, oder in einer nur aus Stube und Kammer bestehenden Wohnung ihre Tage verleben müßten.

Wer ferner die große Kunst, mit Menschen von allerley Stimmung in genauer und täglicher Verbindung zu leben, nicht erlangen kann, auch

der wird mehr als einmal seine getroffene Wahl des Soldatenstandes verwünschen, wenn er mit einem verdrüßlichen, steifen, unbiegsamen, Stabsoffizier in einer Garnison liegt; oder, wie dieses sehr oft der Fall im Felde ist, mit Leuten, die unter seinem Stande sind, zusammen leben muß.

Nicht weniger muß der junge Mann, sobald er die Uniform angezogen hat, sich gegen mancherley Beschwerlichkeiten mit Geduld ausrüsten. Einmal recht durchgeregnet zu werden, Stunden lang brennende Sonnenhitze zu ertragen, ein andermal steif zu frieren, ein böser Nebel, das Verschlucken einer tüchtigen Ladung Staubes, sind Dinge, an die er sich schlechterdings so gewöhnen muß, daß sie seine Ruhe und gute Laune höchstens nur so lange unterbrechen, als sie dauern.

Man denke also nur immer, sobald man sich zum Soldaten bestimmt hat, daß man eine Lebensart gewählt habe, bey welcher man mancherley würkliche oder scheinbare Annehmlichkeiten des Lebens entbehren müsse; in welcher man sehr oft seinen Willen dem eines Andern zu unterwerfen genöthigt ist; und ohne alles weiteres Nachgrübeln des Warums, das was befohlen wird, pünktlich thun muß. Man überzeuge sich ja recht bald freywillig, daß der Soldaten-

stand bey weitem nicht derjenige sey, in welchem man das, was sich, wie ich vorhin schon gesagt habe, die meisten Menschen unter Freyheit denken, werde genießen können. Man lerne sich mit sich selbst beschäftigen, damit man immer an sich selbst einen angenehmen Gesellschafter finde; und hüte sich vor dem so schädlichen als gewöhnlichen Gedanken, als sey das, was man besonders als Subalternoffizier zu thun habe, nichts als Pedanterie oder nichtsbedeutende Kleinigkeit. Ich werde in der Folge weitläuftiger zeigen, welchen großen Schaden dieses thörichte Vorurtheil, wodurch so mancher hofnungsvolle junge Offizier verdorben wird, dem Dienste verursacht.

Wenn sich nun der junge Offizier diese Begriffe von seinem Stande recht fest im Kopfe und im Herzen festgesetzt hat; so wird er sehr bald finden, daß er in keinem Stande freyer, ruhiger, vergnügter, von allen Menschen mehr geliebt und geachtet, und mithin glücklicher leben kann, als in diesem.

Freyer? höre ich hier einen jungen Offizier, der vielleicht, indem er dieses liest, im Arrest sitzt, weil er nicht mauerstille im Bataillon stand, ausrufen. Ich bleibe aber doch, dieses dem Scheine nach sehr gegründeten Vorwurfs ohnerachtet, bey

meiner Behauptung: denn erstlich habe ich Ihnen schon gesagt, daß frey seyn, nicht heißt: sich dem gegebenen Gesetz entziehen zu dürfen; sondern gerade da herrscht der äußerste Grad von Freyheit, wo kein Stand zu Uebertretung des Gesetzes berechtigt. Wenn Sie nur diese immer pünktlich befolgen und die einmal eingeführte unentbehrliche Ordnung nicht unterbrechen, so genießen Sie der allervollkommensten Freyheit. Sie können über Religion, Politik, Staatsökonomie und alle andere Gegenstände frey denken, und konnten sogar unter Friedrich des Einzigen Regierung ungescheut darüber sprechen und urtheilen. Sie mögen orthodox, oder frey denken, kein Mensch nimmt Sie, einige wenige Dinge, für welche Sie sich ja leicht hüten können, ausgenommen, darüber in Ansprache. Sie brauchen so wenig Frömmigkeit zu heucheln, als Sie nöthig haben, Ihren gesunden Verstand der Observanz, der Etikette, der Laune des Fürsten oder sonst einer der gewöhnlichen Fesseln, die man selbigem anzulegen pflegt, zu unterwerfen. Kein Mensch kann im strengern Wortverstande so ganz Philosoph, das heißt Liebhaber und Pfleger der Weisheit seyn, als Sie. Finden Sie in dem Zirkel von Menschen, mit welchen Sie in

Standesverbindungen stehen, niemanden der so denkt, wie Sie, so hindert Sie nichts, die übrige Zeit, die Sie für sich haben, in andern Gesellschaften zuzubringen.

In keinem Stande hat der junge Mensch mehr Zeit übrig, die er auf Ausbildung seines Geistes und auf Erlernung mancher nützlichen Kenntnisse verwenden kann. Er braucht höchstens täglich nur einige Stunden dem Dienst zu widmen; die ganze übrige Zeit ist sein: für den, das Denken und alle vernünftige Beschäftigung hassenden jungen Mann freylich eine drückende Last, für den aber, der gern etwas nützliches thun will, hingegen ein sehr angenehmes Geschenk. Selbst auf der Wacht können Sie lesen, schreiben, zeichnen, Musik machen, oder sonst etwas lernen, oder doch wenigstens ruhig denken, und das weiseste der Bücher, Menschenkenntniß und Erfahrung, ruhig und ungehindert studieren.

In keinem Stande werden Sie mehr freydenkende, in Welt- und Menschenkenntniß tief erfahrne, offnere, und im Umgang angenehmere Leute finden, als im Militär. Gelehrte, die irgend eine Wissenschaft ganz systematisch studiert hätten, sind freylich in demselben eine seltne Er-

scheinung. Hingegen finden Sie nirgends mehr wahrhaftig aufgeklärte Männer, die ohne Eigennutz, mit Unpartheylichkeit und so richtig, bald über Kunstwerke, bald über andere wissenschaftliche Gegenstände urtheilen. Nirgend ist die Kabale ohnmächtiger als im Militär; sie wird zwar hier und da auf eine Zeitlang einem ihrer Anhänger ihre Gunst bezeigen: aber nirgend wird sie den wirklich verdienstvollen Offizier, der seine Schuldigkeit zu allen Zeiten richtig thut, ganz zurücksetzen können. Sollte ja diese fürchterliche Göttinn zuweilen einen solchen ganz unverdienterweise zu ihrem Schlachtopfer machen; so findet der mit Unrecht gedrückte Offizier gewiß eher in einem andern Dienst wieder einen schicklichen und sichern Zufluchtsort, als irgend ein anderer Mann, er sey von welchem Stande er immer wolle.

Mir scheint auch dieß ein sehr beträchtlicher Vorzug zu seyn, den das Militär vor allen andern Ständen voraus hat. Dem Himmel sey es Dank, daß man fast durchgängig nur auf dem Wege der Länge der Dienstzeit von einer Stufe zur andern hinaufsteigt: ist er auch zuweilen etwas langweilig, so ist er hingegen desto sicherer, und entreißt eben der so gefürchteten Kabale fast alle Gewalt;

und es ist wahrhaftig kein kleiner Vortheil, sich so viel als möglich vor selbiger gesichert zu sehen.

Ferner giebt die Uniform ein fast natürliches Recht, Eingang in alle Gesellschaften zu haben; weiß sie sich nicht so zu betragen, daß sie dieses Recht behält, dann ist es gewiß nur immer die Schuld desjenigen, der sie trägt. Also auch aus diesem Gesichtspunkt ist es ausgemacht erwiesen, daß der Offiziersstand der ehrenvollste ist, den der junge Mensch, er sey von welcher Herkunft er wolle, wählen kann: denn von dem Tage an, da er Fähndrich wird, kann er sich, so wie der Feldmarschall, in jeder Gesellschaft zeigen, und sich ohne alle weitere Rücksicht auf Familien- und andere Verbindungen, diejenige wählen, die ihm am besten gefällt. Auch dieß ist gewiß ein hoher Grad von Freyheit. In keinem Stande ist der Unterschied zwischen reich und arm seyn unmerklicher, als in diesem. Der Offizier, der jährlich einige tausend Thaler eigene Einkünfte hat, kann den, der blos von seinem Traktamente leben muß, wenn dieser es nur recht anzufangen weiß, nie ganz verdunkeln, und jener muß eben diese Unbequemlichkeiten ertragen, der sich dieser aussetzen muß. Der ärmere genießt eben die Vorzüge, die

der reichere zu erwarten hat. Endlich scheint mir noch eins das Militär zum angenehmsten Stande zu machen. Die Freundschaft, diese angenehme, und ich möchte fast sagen, diese göttliche Gefährtinn der Sterblichen, hat ihren Tempel ganz vorzüglich in diesem Stande erbaut. Freylich dergleichen Freundschaft, als uns die Dichter die zwischen Orest und Pylades geschildert haben, wird man hier, so wie in der ganzen Welt, vergebens suchen: aber vertraulichere Geselligkeit, mehrere Bereitwilligkeit, sich kleine Dienste und Gefälligkeiten zu erzeigen, öftere Gelegenheit, die Last des Lebens zu theilen, mehr Theilnahme am widrigen Schicksale, und sehr oft thätigere Hülfe, bey wirklichen Unglücksfällen, findet man gewiß in keinem Stande so viel als in diesem. Ferner braucht man auch in keinem der Laune des Vorgesetzten so wenig zu fröhnen, als in diesem. Der älteste General ist, so gut wie der jüngste Fähndrich, durch unverletzliche Gesetze gebunden, und wer diese treu erfüllt, kann ganz ruhig seyn, wenn er auch eben kein Günstling seines Vorgesetzten ist: ohnerachtet ich gern eingestehe, daß unter einem recht unangenehmen oder vielleicht gar bösen Commandeur zu stehen, eine harte Probe der Ge-

duld ist. Aber auch dafür werde ich Ihnen in der Folge einige gewiß bewährte Mittel an die Hand geben. Die meiste Zeit liegt es an den Subalternen, wenn sie nicht gut mit ihren Vorgesetzten fertig werden.

Dieß wäre also ohngefähr das, was erfodert würde, um sich einen richtigen Begriff vom Soldatenstande zu machen: um weder sich zu viel von ihm zu versprechen, noch auch das Angenehme, was er gewährt, zu verkennen.

Zweyter Abschnitt.

Von der Wahl des Dienstes.

Wer glücklich genug ist, den Dienst, in welchen er zu treten Willens ist, ganz frey wählen zu können, der hätte gewiß sehr Unrecht, wenn er nicht einen großen Dienst dem kleinern vorzöge; sollte er auch einige scheinbare Annehmlichkeiten, als Nähe der Heimath, Verwandtschaft, mehrere Bekanntschaften, eine angenehmere Garnison und dergleichen aufopfern müssen. In einer Armee, wo hundert Regimenter sind, muß es mehr Avancement geben, als in einem Corps, das nur aus zehnen besteht. Die Erfahrung zeigt dieses zu deutlich, als daß man es erst weitläufig zu beweisen brauche. Ferner suche derjenige, der eine freye Wahl hat, ja denjenigen Dienst aus, in welchem der Compagnie-Inhaber am besten bezahlt wird. Der Stand des Subalternoffiziers ist in der ganzen mir bekannten militärischen Welt ein Stand der Prüfung, der guten Haushaltung und der Geduld. Dreyßig Thaler mehr oder weniger Einkünfte jährlich, noch dazu in zwölf Theile zerstü-

ckelt, machen zu wenig Unterschied, als daß man sonderlich Rücksicht darauf nehmen sollte. Ob aber die Compagnie sechs oder funfzehn hundert Thaler jährlich einbringt, das ist ein Umstand, der in Erwägung gezogen zu werden verdient.

Ich wiederhole es also noch einmal, wen nicht besondere Umstände nöthigen, in diesen oder jenen Dienst zu treten, den schaffe man je eher je lieber in einen solchen, in welchem die Compagnie das mehreste einbringt.

Ueberließe man es den meisten jungen Leuten ganz allein, unter welcher Art von Truppen sie dienen wollten; so würden alle große Herren einige Husarenregimenter mehr errichten müssen, um alle die jungen Leute, die zu dieser Gattung von Soldaten Lust haben, anstellen zu können, und die Infanterieregimenter würden bald Mangel an Offiziers haben.

Hierüber ist mein Rath folgender. Man rechne das, was man mehrentheils eine ganz außerordentliche Lust haben nennt, bey dem jungen noch völlig unerfahrnen Mann, für gar nichts, und ziehe hingegen andere Gründe in Erwägung. Ein junger Mensch, der wenig oder gar keinen Zuschuß zu gewarten hat, thut sehr unrecht, wenn

er

er Cavallerist, es sey im Pelze oder im Collet, wird. Wenn schon fast mehr Kunst dazu gehört, als uns alle Rechenmeister, vom unvergeßlichen Adam Riese bis zum verewigten Euler, gelehrt haben, um mit dem Traktament des Subalternoffiziers als Infanterist auszukommen, so ist das als Cavallerist fast unmöglich. Der Infanterist kann durch eine Art von Philosophie, die freylich wohl mit unter etwas aufgefrischt werden muß, es dahin bringen, daß er, bey ziemlich magerer Kost, dick und fett wird, und immer vergnügt ist. Wenn aber der Cavallerieoffizier noch mehr Philosoph als der selige oder nicht selige Epiktet wäre, so muß doch sein Pferd gerade so viel zu verzehren haben, als des Kaisers seins. Der Infanterist kann, wenn es schlechterdings nothwendig ist, beynahe alle Bedienung entbehren; oder braucht wenigstens die geringen Dienste, die er sich muß leisten lassen, auch nur sehr geringe zu bezahlen. Der Cavallerist aber muß, wenn er auch aller persönlichen Bequemlichkeit entsagen will, doch seinen Pferden einen Bedienten halten; und dieß muß noch darzu, wenn er nicht jede Nacht Gefahr laufen will, seinen letzten irdischen Schatz, seine Pferde nämlich, zu verlieren, ein guter Mensch seyn: den er also

auch gut und richtig bezahlen muß. Die Unterhaltung seiner und der Pferde-Equipage kostet ihn gewiß viermal so viel, als die des Infanteristen. Nun rechne man noch, daß er wenigstens alle zehn Jahr ein für einen unbemittelten Offizier sehr beträchtliches Capital verliert. Er kauft für zwölf Louisd'or ein Pferd, und es gehört ein nicht gewöhnliches Glück dazu, für diesen Preiß erstlich ein brauchbares Dienstpferd zu bekommen, und es nach zehnjährigem Gebrauch für vier Louisd'or wieder verkaufen zu können. Hier sind zwey Drittel vom Capital mit Zinsen ganz verloren: und dieses ist ein Glücksfall, auf den gewiß eigentlich gar nicht zu rechnen ist. Viel gewisser aber ist es, daß er die zu dem Ankauf des zweyten Pferdes fehlenden acht Louisd'or nicht vorräthig haben, sondern mit schweren Interessen wird borgen müssen, so, daß ihn dieses zweyte Pferd nun schon wirklich über zwanzig Louisd'or kostet.

Der unbemittelte Infanterieoffizier kann seine gichtbrüchig gewordenen Finanzen zuweilen dadurch wieder herstellen, daß er auf drey, vier Monate auf Urlaub geht. Er hat einen Verwandten, oder Bekannten, dem es, ohne eben sehr reich zu seyn, gar nicht lästig wird, seinen

Freund diese Zeit über mit sich vorlieb nehmen zu lassen. Dieser ehrliche Mann aber würde sich diesen Zuspruch gewiß sehr verbitten, wenn er dabey noch zwey Pferde und einen Knecht mit ernähren müßte. Soll nun aber der Cavallerieoffizier diese Geschöpfe auf Urlaub aus seiner Tasche ernähren, so wird die Ersparniß des während seines Urlaubs gut gemachten Traktaments sehr unerheblich seyn: anstatt daß die etliche und dreyßig Thaler, die der Infanterist (der sogar, während seines Urlaubs, allenfalls sein Quartier aufgeben kann, welches der Cavallerist, der ohnehin der Stallung wegen seine Wohnung viel theurer bezahlen muß, nicht so leicht vermag) bey seiner Rückkehr baar herausbekommt, einen beträchtlichen Zuschuß für ihn ausmachen, mit welchem er sich auf lange Zeit wieder helfen kann. Selbst die Hin- und Herreise kostet den Cavallerieoffizier oft so viel, als er hat ersparen können; anstatt daß der Infanterist selbige, nach dem allerneuesten Geschmack vielleicht gar zu Fuße, mit wenig Kosten machen kann.

In den vielen Diensten kann der Subalternoffizier der Infanterie, der nichts von Hause hat, sich dadurch, daß er für den bemittelteren zu-

weilen eine Wacht thut, sich einen artigen Zuschuß erwerben: aber auch dieses Hülfsmittel findet bey der Cavallerie fast nie statt.

Ferner ist es fast erwiesen, daß beynahe in allen Diensten, wenn man etwa in diesem Augenblick nur den Sächsischen ausnehmen will, die Cavallerie weniger Avancement hat, als die Infanterie. Man kommt mehrentheils sechs bis acht Jahre später zu einer Eskadron, als zu einer Compagnie; welches für einen Menschen, der sich künstlich und kümmerlich mit dem Subalternoffiziers-Traktament durchschlagen muß, einen sehr langen und höchst beschwerlichen Zeitpunkt ausmacht.

Die letzte Aussicht, wenn man einmal invalid wird, ist wieder für den blos auf die Gnade des Herrn Rechnung machen könnenden Cavallerieoffizier weit ungünstiger, als für den Infanterist. Alle Commandanten-, Platzmajor-, Platzadjutanten-Stellen, alle Posten beym Commißariat, Proviantwesen, Lazareth, und wie die Bedienungen alle heißen mögen, bey denen man zuweilen so einträglich als gemächlich lebt, sind fast blos für die Infanterie.

Man hat in allen Diensten Depot-Bataillons, Invaliden-Compagnien, Festungs-Garnisons und

dergleichen, bey welchen der dahin versetzte Infanterist immer weit besser steht, als der Cavallerist, der mit einer sehr schmalen Pension abgehen muß. Gerade dieß ist der Umstand, warum die Cavallerie mehrentheils so sehr im Avancement hinter der Infanterie zurückbleibt. So lange der alte Offizier sich nur noch auf das Pferd kann heben lassen, bleibt er immer, weil er sich vor der elenden Pension, die der große Herr noch überdieses meistens höchst ungern weggiebt, mit Recht fürchtet.

Im Felde, oder auch nur im Exerzierlager, kostet der Dienst den Cavallerieoffizier ungleich mehr als wie einen Infanterieoffizier. Wie selten wird der Subaltern der Infanterie allein kommandirt! der Cavallerist ist hingegen, besonders bey der leichten Cavallerie, fast keine Stunde sicher, an einen Ort kommandirt zu werden, wo er die Fourage fast mit Golde aufwiegen muß.

Man halte dieses alles ja nicht etwa für eine zu weit ausgedehnte Berechnung. Wo die ganze Einnahme in wenigen Thalern besteht, da muß billig jeder halbe Gulden in Anschlag gebracht werden, und er macht einen Ausschlag in der Balanze: ich kenne dieß alles aus eigener Erfahrung; denn ich bin leider nur zu lange Cavallerie- und

Infanterie-Subaltern gewesen, und kann also mit Recht sagen, je sais ce qu'en vaut l'aune.

Auch diejenigen jungen Leute, die besonders zu Ausschweifungen und Ungezogenheit geneigt sind, muß man ja nicht lassen Cavallerist werden. Fast in allen Diensten ist der Cavallerieoffizier sich noch mehr selbst überlassen, und hat weniger Aufsicht, als der von der Infanterie. Sehr oft hat er Jahre lang gar keine oder nur sehr wenige Gelegenheit in gute Gesellschaft zu kommen, und ist also sehr leicht in dem Fall, daß ihm das wiederfahre, was man Verbauern nennt.

Auch gehört zum guten Cavallerieoffizier unstreitig mehr kaltes Blut und Sittsamkeit, als zum Infanteristen.

Hat der junge Cavallerist zu viel wildes Feuer, so verreitet er gewiß in den ersten Jahren seiner Dienstzeit, ehe er begreifen lernt, daß er noch gar nicht reiten kann, seine ganze Habseligkeit. Es gehört ferner viel mehr Geduld dazu, einen Rekruten zum Cavalleristen, und ein junges Remontepferd zum brauchbaren Dienstpferde zu dressiren, als aus dem ungeschicktesten Bauer einen rechten adroiten Musketier zu machen. Der Cavallerie-Dienst hat natürlicherweise, da er sich immer mit

zwey Geschöpfen zugleich, die ununterbrochene Aufsicht bedürfen, beschäftigen muß, ungleich mehr Detaille als der von der Infanterie, und ist äußerst mühsam zu erlernen.

Nicht weniger ist bey der Bestimmung eines jungen Menschen zum Cavalleristen seine natürliche Fähigkeit in Erwägung zu ziehen. Auf dem Pferde hängen, und sich so, wie es das gutmüthige Thier für gut befindet, von einem Ort zum andern tragen zu lassen; das können zwar beynahe alle Menschen, wie uns dieses die Bauerjungen, die oft barfuß auf dem bloßen Pferde in der gestreckten Karriere von der Weide nach Hause reiten, täglich zeigen. Aber das, was eigentlich wirklich reiten genennt zu werden verdient, können nicht alle Menschen lernen; dieß ist eine Kunst, zu welcher die Natur selbst einige Anlagen gemacht haben muß. Daß ein Cavallerieoffizier, der nicht reiten kann, eine sehr traurige Figur macht, daran wird wohl niemand zweifeln, und daß es deren bey der ganzen christlichen Cavallerie doch eine ziemliche Anzahl giebt, ist leider auch nur allzugewiß. Ich möchte wohl behaupten, daß es fast unmöglich sey, ein rechter starker und großer Cavallerist zu werden, wenn man nicht von Jugend auf diesen Dienst gleichsam studiert

hat. Derjenige, der von der Cavallerie zur Infanterie übergeht, wird in sehr kurzer Zeit, wenn er die überhaupt zu einem brauchbaren Offizier erforderliche Eigenschaften besitzt, gewiß ein vollkommen guter Infanterieoffizier werden. Wenn man den Fall aber umkehrt, so dürfte es wohl sehr schwer werden, es zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit zu bringen.

Nicht weniger unumgänglich nothwendig ist es, daß der Cavallerieoffizier ungleich mehr Thätigkeit besitze, als der der Infanterie, (ich spreche hier immer von den Subalternen.) Der Infanterist wird im Felde fast immer gleichsam zu seiner Schuldigkeit hingeschoben; der Cavallerist aber muß sehr oft nach einem von ihm selbst zu entwerfenden Plane handeln. Seine Aufmerksamkeit, wenn er auf Feldwacht steht, oder zu einer Patrolle kommandirt ist, schützt sehr oft ein ganzes Corps vor einem gefährlichen Ueberfall. Er ist, zumal wenn er bey leichter Cavallerie steht, vielleicht täglich mit dem Feinde im Handgemenge, dieweil der Infanterieoffizier nichts vom feindlichen Corps zu sehen bekömmt, als einige Deserteurs, oder die von jenem gemachten Gefangenen.

Wer also diese Eigenschaften, die ich hier so eben gezeigt habe, nicht besitzt; der werde ja nicht Cavallerist.

Gute Parthеygänger sind ohnstreitig das, was man in allen Armeen am seltensten findet; diese müssen so, wie die Dichter, geboren werden, und der Dienst der leichten Cavallerie hat unzählige Beschwerlichkeiten, die, um sie auszuhalten, oft mehr als menschliche Kräfte verlangen.

Man glaube ja nicht, daß ich dieses vielleicht aus Vorliebe oder Partheylichkeit behaupte, denn ich bin nie Husar gewesen. Die Meynung, als ob dieser Dienst ganz vorzüglich geschwindes Avancement verspräche, ist der Erfahrung ganz entgegen. Gegen einen Kleist, der in seinem dreyßigsten Jahre schon Generalmajor und Chef eines ganzen Corps war, finden Sie gewiß funfzig Husaren-Rittmeisters, oder Majors, die ihren Weg eben so langsam durchkriechen mußten, als wie der Infanterieoffizier. Auch der Gedanke, als sey der Husarendienst ein sicheres Mittel schnell reich zu werden, ist sehr irrig. Denn derjenige Parthеygänger, der mehr auf Beute, als auf Lorbeern bedacht ist, wird gewiß sein Geschäft sehr schlecht betreiben: und die rechtmäßigen Mit-

tel, Schätze zu sammlen, sind für ihn eben so selten, als für jeden andern.

Ist man nun mit der Wahl des Dienstes, in welchen man treten will, fertig; dann befolge man, von dem ersten Tage an, ja genau das, was ich in den folgenden Abschnitten sagen werde.

Dritter Abschnitt.

Von der Wirthschaft.

Ich habe schon gezeigt, daß das Auskommen mit dem, was man einzunehmen hat, der Stein der Weisen ist, den die meisten jungen Offizier eben so wenig finden können, als die Adepten den finden, den sie, wie man behauptet, schon seit Jahrtausenden vergebens suchen. Daß sich indessen unser Stein der Weisen doch wirklich finden lasse, beweist die Erfahrung; denn es giebt gewiß kein Regiment, in welchem nicht wenigstens ein Offizier seyn sollte, der die Kunst versteht, ohne eigenes Vermögen und ohne sich mit Schulden zu überladen, mit seinem Traktamente auszukommen.

Zu einer guten Wirthschaft gehört vorzüglich strenge Ordnung, um Ausgabe und Einnahme beständig in genauer Balanze erhalten zu können. Gewöhnen Sie sich also gleich, so bald Sie Ihren eigenen Haushalt zu führen anfangen, dazu,

immer eine richtige Berechnung über denselben zu halten. Nichts ist nachtheiliger, als wenn man sich gewöhnt Geld auszugeben, ohne daß man im Stande ist, sich selbst darthun zu können, wo es geblieben ist. Was im Großen gilt, muß nothwendig auch im Kleinen richtig seyn. Was würde nun wohl aus der Casse des reichsten Bankiers werden, wenn er nur einige Wochen lang aufhörte, Buch und Rechnung zu führen? Was aber für diesen hundert Louisd'or sind, das sind für Sie einige Groschen.

Ist man mit seinen Finanzen erst so weit gekommen, daß man nicht mehr weiß, wie sie stehen, um wie viel sie sich monatlich gebessert oder verschlimmert haben; dann ist es gewiß mit selbigen sehr bald ganz zum Ende, und man wird im Kurzen dahin kommen, daß man nicht mehr weiß, wem und wie viel man schuldig ist.

Das Aufschreiben der Ausgabe hat für den jungen anfangenden Haushälter noch den sehr großen Nutzen, daß er sehen wird, was für Artikel ihn das meiste gekostet haben: sind dieses nun, wie es sehr oft der Fall ist, lauter sehr entbehrliche Dinge, so müßte man schon sehr weit in der allersträflichsten Sorglosigkeit gekommen seyn, wenn

man nicht suchen wollte, selbige so viel möglich einzuschränken, und nach und nach ganz abzuschaffen. Auch hier kann ich wieder aus Erfahrung sprechen. Ich bin oft erschrocken, wenn ich beym Schluß meiner monatlichen Rechnung bemerkte, daß kleine elende Ausgaben, für lauter nichts bedeutende Kleinigkeiten zu Groschens und halben Groschens, über die Hälfte meiner Einnahme verzehrt hatten.

Dieses sind überhaupt die Art von Ausgaben, die ins Verderben führen. Die Gelegenheit, Thaler zu verprassen, kommen dem jungen Offizier sehr selten vor: und wenn er eben nicht im Wohlleben erzogen worden ist, so trägt er auch wohl noch Bedenken, ehe er eine solche starke in die Augen fallende und den Cassenbestand so ansehnlich vermindernde Ausgabe macht; jene kleinen aber finden sich täglich und stündlich. Der Beutel scheint diesen kleinen Abgang seiner Fülle kaum zu bemerken, und wird leer, ehe man es gewahr wird.

Zu diesen Ausgaben gehören vorzüglich alle Arten von Naschereyen, als zum Beyspiel: des Morgens für einen Groschen Kuchen, Nachmittags für einen Groschen Obst, des Abends ein

Gläschen Liqueur oder warmen Punsch, wieder nur zwey Groschen. Nun rechnen Sie geschwind, so werden Sie finden, daß dieses täglich vier Groschen, mithin monatlich fünf Thaler macht: vielleicht schon die Hälfte Ihrer ganzen Einnahme. Dieses alles abgeschafft, so haben Sie in ganz Deutschland einen sehr guten Mittagstisch, an dem Sie sich so vollkommen satt essen können, daß Sie vielleicht im Stande sind, Frühstück und Abendbrod völlig zu ersparen. In den meisten deutschen Garnisons können Sie gewiß monatlich für drey Thaler schon einen recht ordentlichen guten Tisch haben.

Eine zweyte sehr gewöhnliche und dem Offizier höchst gefährliche Ausgabe, ist das edle Billardspielen: man kommt von der Parade; man weiß nicht, was man mit sich selbst anfangen soll; man trägt also seine Langeweile aufs Kaffehaus und lernt Billardspielen.

Der Marqueur, der Wirth, oder ein anderer dazu in dessen Sold stehender Müßiggänger (vielleicht gar einer Ihrer Herren Kameraden, der sich hierzu brauchen läßt) thut Ihnen den großen Gefallen, und giebt Ihnen in diesem Spiele Unterricht. Man ist so gütig, blos um das Partie-

geld mit Ihnen zu spielen: Sie verlieren, wie sich das versteht, drey oder vier Partien, und bezahlen zwey Groschen Partiegeld.

In der Zeit muß doch etwas verzehrt werden, Sie trinken eine Tasse Kaffee oder ein Glas Liqueur, oder rauchen einige Pfeifen Tabak; kurz Sie verlassen das Kaffeehaus nicht, ohne vier Groschen auf selbigem gelassen zu haben. Dieses kleine Vergnügen machen Sie sich vielleicht wöchentlich nur viermal, und wenn der Monat um ist, hat es Ihnen 2 Rthlr. 16 Groschen gekostet. Dafür konnten Sie ein sehr bequemes Quartier und an vielen Orten auch noch Ihr Winterholz haben.

Sehen Sie, wie ergiebig eine gute Wirthschaft ist: wenn Sie sich nur die Näscherey abgewöhnen, und nicht wöchentlich vier Vormittage auf dem Kaffeehause verschleudern wollen, so haben Sie schon Tisch und Quartier und noch etwas von Ihrem Traktamente übrig. Diesen Ueberschuß können Sie gewiß an den meisten Orten, wo Sie in Garnison stehen, noch ansehnlich vermehren, weil, wie ich schon gesagt habe, in den wenigsten Tisch und Quartier so hoch kommen, als ich es hier in Anschlag gebracht habe.

Vor noch einer dritten sehr gewöhnlichen, ganz unnöthigen, und in allem Betracht nachtheiligen Ausgabe muß ich Sie warnen; das ist, das Traktiren auf den Wachten. Ich weiß zwar wohl, daß Sie keine Abendmahlzeiten geben werden: aber es werden sich einige, zum ewigen Müßiggehen verdammte Herren Kameraden finden, die eigentlich nicht Sie, aber Ihr Bier und Ihren Tabak fleißig besuchen werden.

Sechs bis acht Groschen sind mit einigen solchen hungrigen und durstigen Freunden sehr bald verzehrt. Viermal des Monats kommen Sie leicht auf die Wacht, und mit dem Thaler oder zwey Gulden, die Ihnen dieser lästige und Kopf und Herz verderbende Besuch kostet, können Sie Ihre Wäsche besorgen. Haben wir nun auch diese herbeygeschafft, dann sind wir fast ganz geborgen: aber freylich sind wir nun auch schon mit dem ganzen Traktament fertig, wo es nicht gar schon überschritten ist: denn drey Thaler für den Mittagstisch, zwey Thaler für Quartier, Holz und Licht, einen Thaler für Wäsche, sechszehn Groschen für Aufwartung, zwey Gulden für Frühstück, eben soviel für Abendbrod, werden gewiß wenig oder gar nichts übrig lassen.

Nun

Nun brauchen Sie also nothwendig, einen Monat in den andern gerechnet, wenigstens zwey Rthlr, monatlich um Ihre Equipage in erträglichem Stande zu erhalten, nnd eben so viel für nicht zu bestimmende und vorherzusehende Ausgaben. Selten ist doch Jemand so arm, daß er nicht auf irgend eine Art, wenigstens zwey Gulden monatlichen Zuschuß haben sollte: ist er es aber wrklich, so gesteh ich offenherzig, ich würde ihm wohlmeinend rathen, lieber nicht Offizier zu werden; denn ohne diese Hülfe halt' ich es für physisch unmöglich, daß er bestehen kann, wenn er auch alles thut, was ich ihm anzurathen vermag; und ich halte es für thörigt, etwas zu unternehmen, wovon man voraussieht, daß es nicht gehen kann. Hat nun mein junger, ganz unbemittelter Offizier auch allenfalls diese sechzehn oder zwanzig Thaler Zulage, (und daß derjenige, der nur so viel hat, unbemittelt genannt werden kann, daran wird doch wohl niemand zweifeln: so fehlen ihm doch noch zu seinem unentbehrlichen Auskommen jährlich wenigstens dreyßig Rthlr.

Ist der Dienst, in welchem Sie stehen, so beschaffen, daß Sie, wie ich vorher sagte, durch Urlaub-nehmen etwas ersparen können, so ist dieß eine Hülfe, durch welche Sie die Lücke, die sich in

ihrem Finanzetat findet, vermittelst eines drey bis vier monatlichen Urlaubs, den Sie wo möglich im Winter nehmen und auch während der Zeit Ihr Quartier aufgeben müssen, leicht füllen können. Sollten Sie aber gar keinen Freund haben, zu welchem Sie auf Urlaub gehen könnten; oder versagt man Ihnen denselben, dann bleibt Ihnen doch wohl noch das Mittel übrig, jeden Monat für einen Ihrer reichern Kameraden eine Wacht zu thun, und auf diese Art wenigstens die Hälfte der zu Ihrem Auskommen noch fehlenden unentbehrlichen Summe dadurch zu erhalten. Auch können Sie vielleicht, wenn Sie Ihre Kleidungsstücken recht zu schonen wissen, zuweilen eine Montirung überschlagen, und auf vierzig bis funfzig Thaler in die Hände bekommen.

Wie Sie es nun, wenn alle diese Hülfsmittel doch nicht hinreichen, Ihnen Ihr unentbehrliches Auskommen zu verschaffen, anzufangen haben, dennoch zu selbigem zu gelangen: davon wollen wir im nächsten Abschnitt sprechen.

Bis hierher habe ich nur mit dem, von allem anderweitigen Zuschuß entblößten Offizier gesprochen, und ihm gezeigt, wie er es anzufangen hat, um größtentheils mit seinem Traktamente auszu-

kommen. Der vom Glück etwas mehr begünstigte kann sich auch allerdings etwas mehr erlauben. Ich will ihm aber doch wohlmeynend rathen, die gute Wirthschaft nie aus den Augen zu setzen; sonst wird er nach einigen wenigen Jahren eben so arm und noch ärmer seyn, als der, dem das Glück ein eigenes Vermögen versagte; denn er wird Schulden haben; und sind diese einmal bis zu einem gewissen Grade angewachsen, welches mehrentheils mit fast unglaublicher Geschwindigkeit zu geschehen pflegt, so ist er selten und ohne einen außerordentlichen Glücksfall nicht wieder zu retten. Die etwas bemittelten oder gar reichen jungen Offiziers sind gerade diejenigen, auf welche die sogenannten Glücksritter, deren es leider auch in unserm Stande genug giebt, am meisten Jagd machen. Sind nun die neu ankommenden begüterten Offiziers nicht gleich auf ihrer Hut, so werden sie in kurzer Zeit völlig ausgesogen seyn, und daher entstehet denn am Ende die so oft gehörte Klage: daß man sein halbes oder wohl gar sein ganzes Vermögen im Dienste zugesetzt habe. Eigentlich ist dieses mehrentheils nur ein Sprachfehler; die Herren haben ihr Vermögen, wenn sie außer dem Dienst waren, auf elenden Kaffee-

Wein- oder noch andern Ausschweifungen gewidmeten Häusern in der elendesten Gesellschaft und auf die jämmerlichste Art verschwelgt. Wenn sie meinem Rath gefolgt, und ihre Ausgabe immer aufgeschrieben hätten, so würde es sich deutlich zeigen, daß ihnen der Dienst oder diejenigen Ausgaben, die ihr Stand unumgänglich erfoderte, ihnen gewiß nicht den zehnten Theil ihres Vermögens gekostet hätte.

Wenn diese Herren alle reiche Dompfründen gehabt hätten, und sie hätten immer so unordentlich gewirthschaftet, als sie es von dem Tage an thaten, da sie Fähndrichs wurden, bis zu dem, wo sie den Dienst vielleicht als Staabsoffizier mit einer kleinen Pension verließen; so würden sie gewiß eben so weit gekommen seyn. Würde man sie nun wohl nicht mit Recht auslachen, wenn sie klagten, sie hätten alles bey ihrer Präbende zusetzen müssen?

Ich weiß es wohl, daß es Fälle geben kann, wo Verlust an Equipage, Unglück mit Pferden, kostspielige Versetzungen, unwillkührlicher Aufenthalt an Orten, wo sehr theuer leben ist, Gefangenschaften, schwere Blessuren, und dergleichen, einen Offizier um einen großen Theil seines Vermögens

bringen können. Diese Fälle sind indessen nicht so ganz gewöhnlich, da doch fast in den meisten Diensten für dergleichen unglückliche Ereignisse wenigstens eine Art von Ersatz zu hoffen ist. Der gewöhnlichste Fall, um sein Vermögen zu kommen, ist der, daß der junge Offizier, in den ersten sechs bis acht Jahren seiner Dienstzeit, sein Geld gleichsam mit Gewalt wegwirft; sobald ihm selbiges mangelt, von schändlichen Wucherern Geld kauft; und endlich zu allen nur möglichen Mitteln, zu Gelde zu kommen, seine Zuflucht nehmen muß. Kommt denn zu dergleichen Umständen nur das allergeringste Unglück, alsdann sind wir freylich gleich fertig; anstatt daß man es bey einer vernünftigen guten Wirthschaft kaum bemerkt hätte.

Je mehr Ausgabe man hat, desto mehr Ordnung ist nöthig. Der wohlhabende oder gar reiche Offizier muß also diese eben so pünktlich befolgen, wie ich sie vorhin dem armen Offizier vorgerathen habe. Diese haben es vorzüglich nöthig, einen genauen Etat über ihre Ausgabe zu entwerfen, den sie sich zu überschreiten durchaus nicht erlauben dürfen. Im Gegentheil müssen sie darauf bedacht seyn, daß wenn ja einmal durch einen nicht vorherzusehenden Zufall ihre Ausgaben in einem

Monat wären überschritten worden, sie dieses in dem andern wieder zu ersparen suchten; widrigenfalls sie gleich Gefahr laufen, nie wieder mit dem auskommen zu können, wovon sie eigentlich leben sollten.

Vorzüglich bitte ich alle eigenes Vermögen besitzende junge Offizier, wenn sie nicht Lust haben, es bald in Nichts verwandelt zu sehen, sich vor allem hohen Spiel, es sey Hazard-oder Commerzspiel, zu hüten. Ich werde mich in einem folgenden Abschnitte über die Art, wie Sie sich in Ansehung des Spiels zu betragen haben, weitläufiger erklären: hier will ich Ihnen allen, meinen jungen Freunden, wo möglich ins Herz prägen: daß Sie das Spiel nie als ein Mittel, reich zu werden, betrachten mögen; Sie müßten denn Willens seyn, in jene schändliche Klasse von Menschen, die man Spieler von Profession nennt, treten zu wollen.

Zum Glück der Menschheit werden diese elenden Menschen heut zu Tage fast durchgängig mit allgemeiner Verachtung beynahe gebrandmarkt, und in keinem Dienst, wenn man sie erst dafür erkannt, lange geduldet; auch nimmt ihre Zahl, dem Himmel sey es Dank, in allen Armeen und Corps immer mehr ab. Die meisten jetzt noch existiren-

den Spieler von Profession sind weggejagte Offiziers, bankrott gewordene Kaufleute, verdorbene Advokateen, dem Zuchthause bereits entlaufene, oder sich wenigstens doch dazu geschicktmachende Abentheurer. Wenn Sie also nicht das Spiel wie einen Nahrungszweig treiben wollen, welcher mit dem der Beutelschneiderey völlig gleich ist, so werden Sie nie etwas beträchtliches gewinnen, viel eher aber mehr verlieren, als erwerben können. Das Kartengeld, das Partiegeld, auf den Kegelbahnen die sogenannte Büchse, sind Dinge, die das meiste im Spiele in Umlauf kommende Geld, das Jahr hindurch, an sich ziehen; und Sie müssen gewiß schon sehr viel Glück haben, wenn Sie nicht einen sehr beträchtlichen Theil zu dieser Abgabe beytragen wollen. Wann Sie schon sehr jung anfangen zu spielen, welches nach der Beschaffenheit unseres jetzigen gesellschaftlichen Lebens fast nicht anders seyn kann, so müssen Sie im Spiel, so gut wie bey Erlernung einer jeden andern Sache, Lehrgeld geben. Spielen Sie nun sehr hoch, so wird Ihnen dieses theuer zu stehen kommen, und Sie laufen Gefahr, wenn Sie dann zu einer Art von Vollkommenheit in dieser zweydeutigen Kunst gekommen sind, die Gelegenheit, hoch spielen und auf

diese Art Ihr ausgelegtes Geld wieder bekommen zu können, sobald nicht wieder zu finden. Daß aber der gute Spieler vor dem mittelmäßigen oder gar unwissenden viel voraus hat, und in der Folge gewinnen muß, ist wohl eben so gewiß, als gewiß es ist, daß die sehende Taube öfterer ein Körnchen finden wird, als die blinde. Um nicht viel zu verlieren, worin eigentlich die wahre Kunst des Spielens besteht, wird vorzüglich kaltes und durch nichts in Wallung zu bringendes Blut erfodert: welches junge Leute, und vorzüglich angehende Offiziers, so selten haben, oder wohl gar solches zu besitzen für eine Art von Schande halten.

Die meisten, ja ich möchte wohl sagen fast alle, Klagen der Spieler über beständiges anhaltendes Unglück sind ungegründet. Karten und Würfel fallen einem Menschen, wenn auch nicht alle Tage, allein im Durchschnitt, gewiß gleich. Machen Sie davon die Probe, und spielen Sie mit Kindern, oder wie man es zu nennen pflegt mit todten Männern, und geben Sie Achtung, wenn Sie sich anders nur acht Tage lang diesen Zeitvertreib oder Verderb, (zwey so oft in unserm Leben gleichbedeutende Dinge,) machen wollen, ob nicht auf

einen Platz so viel gute Karten fallen werden, wie auf den andern. Das meiste sogenannte Unglück besteht mehrentheils darin, daß man im Glück zu saumselig, oder zu dreist, und im Unglück zu verzagt, oder zu unbesonnen wird, und am Ende wohl gar den Kopf verliert, und durch Fehler, aber nicht durch ungünstige Zufälle verspielt. Deswegen sagte ich kurz vorher, daß die größte Kunst des Spielers blos darin besteht, nicht viel zu verlieren. Das Gewinnen läßt sich am Spieltisch so wenig, wie das Glück machen im ganzen menschlichen Leben durch Weisheit, erzwingen: aber nicht alles zu verlieren, dafür schützt an beiden Orten kaltes Blut, Vorsicht, und die Anwendung der gehörigen Mittel gewiß.

Noch ein sehr oft eintretender Umstand, der die meisten Spieler, und vorzüglich die Anfänger, um ihr Geld bringt, ist die Art, wie sie sich nach geendigtem Spiele betragen. Ich will annehmen, Sie haben heute fünf Rthlr. gewonnen, da begeistert Sie die Freude dergestalt, daß Sie diese Summe unmöglich so ganz, wie sie da ist, behalten können. Heute muß — denn man hat ja gewonnen — eine Bouteille Wein mehr getrunken, es müssen vielleicht gar ein oder ein paar gute Freunde

bewirthet werden, und am Ende kommt nicht viel über die Hälfte dieses Gewinnsts in die Spielcasse. Morgen verlieren Sie vier Thaler: da müßte also eigentlich ein Thaler Ueberschuß bleiben, dieß ist aber nicht, denn wie wir so eben gezeigt haben, so hatte sich gestern Ihr Cassenbestand, nach allem Abzug, nur um zwey Thaler zwölf Groschen vermehrt, und Sie müssen also, Ihres Glücks ohnerachtet, noch ein und einen halben Thaler von Ihren eignen Mitteln zulegen.

Vielleicht fällt Ihnen auch heute gar der Gedanke ein, den Thaler, den du gestern mehr gewonnen hast, hättest du ja wohl auch noch verlieren können: sollten Sie auch nicht von selbst darauf fallen, so wird sich schon ein guter Freund finden, der es Ihnen sehr anschaulich macht, daß das Beste, was Sie mit dem noch gewonnenen Thaler anzufangen haben, das sey, selbigen mit ihm zu verzehren. Nun rechnen Sie einmal, wie übel sich Ihre Casse befinden wird, wenn Sie oft so glücklich spielen, daß Sie immer in zwey Partieen ein fünftel mehr gewinnen, als Sie verlieren.

Noch ein Grund, warum ich Sie für sehr hohem Spiele warne, ist der: es wird Ihnen oft begegnen, daß Sie mit vornehmern Leuten, als

Sie sind, spielen. Da geschieht es denn sehr oft, besonders wenn es Damen sind, daß sie zu ihrem großen Verdruß gerade von ohngefehr, wenn sie verlieren, kein Geld bey sich haben. Dieser Gewinnst hilft Ihnen also wieder entweder gar nichts, oder Sie bekommen ihn nach sehr langer Zeit erst, und gewiß in einem sehr verjüngten Maaßstabe.

Verlieren Sie hingegen, so müssen Sie gleich baar bezahlen, oder Sie sind sicher, daß Sie sobald keine Partie wieder bekommen. Spielen Sie nun nicht sehr hoch, so ist dieser Schaden nicht groß: und sollte Ihnen auch, wie ich den Fall wohl eher erlebt habe, auch das noch begegnen, daß Sie noch überdieses den baaren Verlag des Kartengeldes besorgen müssen, welchen Sie nie wieder erstattet bekommen.

Auch werden Sie bisweilen mit sehr vornehmen, liebenswürdigen und grundehrlichen Leuten spielen, die das Glück so geschickt zu führen wissen, daß es physisch unmöglich ist, etwas von ihnen zu gewinnen: auch bey solchen Gelegenheiten ist der Schade wenigstens sehr unbeträchtlich, wenn Sie klein spielen.

Ich hoffe, dieses alles, was ich Ihnen hier gesagt habe, und was, sollten es auch viele angesehene und vornehme Beurtheiler für zu übertrieben halten, doch eine ausgemachte Wahrheit bleibt, wovon Sie sich, wenn Sie nur ein wenig in der großen Welt gelebt haben, leicht überzeugen können, soll Ihnen hinreichend beweisen, daß meine Warnung gegen alles hohe Spiel sehr gegründet ist.

Das zweyte, wofür ich Sie, sich sehr zu hüten, bitte, wenn Sie Ihre Finanzumstände nicht sehr bald in Unordnung bringen wollen, das ist das Veranstalten von Picknicks, Schlittenfahrten und dergleichen Lustbarkeiten, zu denen sehr Viele beysteuern müssen. Sie werden mir schon angemerkt haben, daß ich, trotz dem besten alten Kammeralisten, immer gleich mit einer Rechnung fertig bin; ich will also, dieser meiner Schooßsünde getreu, auch hier gleich wieder mit einer anfangen. Ich setze den Fall, Sie stellen eine dergleichen Lustbarkeit an, zu welcher zwanzig Thaler erfodert werden, diese wollen wir unter zehn Mitglieder vertheilen, von denen ein jedes also zwey Rthlr. zu entrichten hat. Sind Sie nun nicht der Unternehmer, so wissen Sie gewiß, daß Ihnen der

Spaß nicht mehr als diese Summe kosten kann, die Sie, ohne sich im mindesten in Noth zu setzen, recht füglich zu Ihrem Vergnügen ausgeben können. Sind Sie aber der Unternehmer, so müssen Sie ein nicht gewöhnliches Glück haben, wenn Sie nicht wenigstens noch über Ihren Beytrag fünf Rthlr. Unkosten haben sollten, die der Franzose so richtig faux frais nennt, die sich gar nicht in Rechnung bringen lassen. Eben so selten ist der Fall, daß alle zehn Herren Interessenten ihren Beytrag richtig abtragen sollten: wenn nur einer ausfällt, für welchen Sie, der Sie Unternehmer sind, ohne alle Widerrede mit bezahlen müssen, so kostet Ihnen Ihr Vergnügen schon beynahe viermal mehr, als Sie darauf gerechnet haben; und wahrhaftig man muß sehr reich seyn, wenn man es nicht bald auf eine höchst unangenehme Art in seinem Beutel merken will, daß man eine Sache, die man für zwey Thaler hätte haben können, mit zehnen bezahlt. Ueber die Verdrießlichkeiten, die mehrentheils der Lohn für Ihre bey solchen Gelegenheiten gehabte Mühe und Unkosten sind, werde ich zu einer andern Zeit sprechen.

Eben so hüten Sie sich, jetzt so Mode werdende Lesegesellschaften zu errichten; denn, wenn Sie

am Ende des Jahres Ihre Rechnung schließen, so werden Sie gewiß finden, daß Ihnen Ihre Lektüre dreymal mehr gekostet hat, als jedem andern Mitgliede; und Verdruß und Aerger ist mehrentheils auch dabey Ihr Lohn.

Ein sehr theures Vergnügen ist ferner die Jagd. In gute Gewehre steckt man sehr leicht eine ansehnliche Summe, von welcher man nach einigen Jahren mehrentheils nichts mehr hat, als daß man noch etwas Geld mehr ausgiebt, um das todte Kapital in einen oder in einige schöne Schränke einzusperren. Ein Jäger muß Hunde halten, deren Ankauf, Erziehung, Unterhaltung, das was sie Ihnen an Sachen verderben, jährlich sehr leicht so viel beträgt, als Ihnen die Unterhaltung eines Pferdes kosten würde. Ganz allein kann, will und darf man an vielen Orten nicht auf die Jagd gehen. Man muß die Erlaubniß dazu von den kleinen Unterbedienten des Forstamts erkaufen. Auf der Jagd werden Rendezvous gemacht, kleine Collationen angestellt, die Sie ganz allein bezahlen müssen; und wenn Sie sich die Mühe geben wollen, am Ende des Jahrs aus Ihrer Berechnung Ihre gehabten Jagdunkosten auszuziehen, so werden Sie finden, daß jeder Haase, den ein

anderer ehrlicher Mann mit 8 Groschen bezahlt, Ihnen wenigstens einen Gulden kostet. Weiter unten will ich mich noch weitläuftiger über die Jagd erklären: hier gehört nur das her, daß es eins der theuersten Vergnügen ist, die Sie sich machen können.

Nicht weniger warne ich Sie vor einer Sache, die, wenn man sie nur obenhin betrachtet, auf wahre gute Wirthschaft gegründet zu seyn scheint: daß ist, das Einkaufen in Vorrath von eß- und trinkbaren Dingen. Ich will nur beym Weine stehen bleiben. Die Bouteille Wein, die Sie einzeln mit 6 oder 7 Groschen bezahlen müssen, soll Ihnen, wenn Sie ganze Ohmen kaufen, nur vier oder fünfe kosten: dieses verspricht eine große Ersparniß. Bedenken Sie aber ja wohl, daß, wenn Sie einen solchen ansehnlichen Vorrath in Ihrem Keller haben, Sie selbigen gewiß viel geschwinder verzehren werden, als Sie es gethan hätten, wenn Sie den Wein immer einzeln hätten holen lassen. Der Gedanke, der Wein ist ja schon bezahlt, oder was noch schlimmer ist, er braucht erst in einem halben Jahre bezahlt zu werden, beschleunigt seinen Abgang ganz ungemein, und wenn Sie die letzte Flasche Ihres Vorraths,

viel eher als Sie es vermuthen, werden ausge, trunken haben, dann wird es Ihnen einleuchten, daß Sie für das Geld, was er Ihnen kostet, sonst noch einmal so lange tranken. Sobald man merkt, daß Sie Wein im Keller haben, so wird sich sehr bald ein guter Freund, vielleicht gar ein vornehmer Gönner finden, der Sie bittet, weil ihm Ihr Wein ganz besonders gut schmecket, und vorzüglich gut bekömmt, er diese Sorte aber zu seinem größten Verdruß gerade jetzt in der ganzen Stadt nicht für Geld haben kann, ihm ein Dutzend Bouteillen zu leihen, die er Ihnen, sobald sein Wein, den er schon verschrieben hat, ankommt — welches aber in den ersten zehn Jahren vermuthlich nicht geschehen wird, — wiedergeben will. Sie um 3 oder 4 Rthlr., als wieviel der Wein gekostet hätte, anzusprechen, dazu hätte der Freund oder Gönner die Unverschämtheit gewiß nicht gehabt; mit dem Weine aber ist es eine ganz andere Sache.

Es versteht sich von selber, daß ich sowohl hier, als bey dem was ich vorher gesagt habe, nur immer mit dem ganz jungen und in den so gewöhnlichen Prellereyen noch völlig unkundigen Offizier spreche.

So

So nothwendig als die pünktlichste Ordnung in Geldausgaben zu einer guten Wirthschaft erfoderlich ist, eben so unentbehrlich ist sie in dem übrigen Haushalte. Ordnung und Reinlichkeit erhalten Ihre Kleidungsstücke, Wäsche, Betten, und alle andere Meubeln wenigstens noch einmal so lange brauchbar, als wenn Sie diese vernachläßigen.

Gewöhnen Sie sich ja von dem ersten Tage an, da Sie Ihr Geld in die Hände bekommen, sey es auch noch so wenig, selbiges immer verschlossen zu halten, und ein gleiches beobachten Sie strenge mit Ihrer Wäsche, Kleidungsstücken und allen übrigen Bedürfnissen. Gewiß nur die Erfahrung hat das Sprichwort: Gelegenheit macht Diebe, erfunden. Wenn Sie den allerehrlichsten Aufwärter haben, und er bemerkt, daß ihm beständig alles überlassen ist, so wird er gewiß endlich von dieser schädlichen Erlaubniß, mit Ihren Sachen nach eigenem Gefallen schalten und walten zu können, Gebrauch machen. Das baare Geld würde er vielleicht am längsten ganz verschonen, denn das anzugreifen, hält er nach seiner Sittenlehre für schändlich und für strafwürdigen Diebstahl. Ihre Wäsche aber zu tragen, von

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Ihrem Tabak mit zu rauchen, sich Ihres Puders und Pomade zu bedienen, und hundert andere dergleichen Dinge mehr, die, wenn sie oft und täglich vorkommen, Ihrer Casse gewaltig lästig werden, hält selbst der treuste Bediente für erlaubt und hergebracht. Ueber die Ehrlichkeit hat der gemeine Mann, so wie der vornehme, mehrentheils seine ganz eigene Philosophie, die ihm mancherley selbstbeliebige Ausnahmen zu machen gestattet. Bemerken Sie ihn nur in der Folge der Zeit, und Sie werden finden, daß ich Recht habe, dieses zu behaupten.

Untersuchen Sie Ihre Equipage oft mit Aufmerksamkeit; eine kleine Ausbesserung zur rechten Zeit angebracht, erhält Ihnen oft die Sache sehr lange noch brauchbar, und erspart Ihnen viel Kosten. Dieses kann ich besonders dem Cavallerieoffizier nicht genug empfehlen. Er werde ja nie ganz sorglos, und wenn er auch den allerbesten Reitknecht hätte. Vernachläßigt dieser auch die Pferde selbst nicht, so wird wenigstens, wenn Sie sich nicht selbst fleißig darum bekümmern, Ihre Reitequipage bald zu Grunde gehen. Riemer, Sattler, Schmiede, Spormacher, werden Sie beständig mit langen Rechnungen belästigen, die

gewiß um die Hälfte vermindert seyn könnten, wenn Sie immer selbst Ihr Augenmerk auf alle diese Dinge gehabt hätten.

Vor allen Dingen aber bitte ich den jungen und auch den nicht reichen Cavallerieoffizier, sich ja besonders für dem Pferdehandel zu hüten. Da dieser, so wie das Spiel, eine Sache ist, über welche die meisten Menschen auch eine ganz besondere Sittenlehre zu haben pflegen, so ist schon immer zehne gegen eins zu wetten, daß Sie sehr oft betrogen werden; und Sie werden ansehnliche Summen verloren haben, ehe Sie es nur einsehen lernen, wie es recht eigentlich zugegangen ist, daß Sie, bey aller Ihrer vielleicht theoretischen Kenntniß von Pferden, so gewaltig haben können angeführt werden. Das Beyspiel der Leute, die sich mit diesem so sehr gefährlichen Handel viel Vermögen erworben haben, ist fast noch seltner, als das von reich gewordenen Spielern. Behalten Sie, wenn Sie ein gutes zu Ihrem Dienst brauchbares Pferd haben, es ja immer so lange als möglich: lassen Sie sich nicht irre machen, wenn man Ihnen sagt, daß es nicht mehr schön genug sey: so lange als es Ihre Vorgesetzten noch gut thun, und Sie es ohne Gefahr beym Exerziren

reiten können, ist es immer schön genug. Eben so seyn Sie nie zu sehr für eine Farbe eingenommen; sonst werden Sie, sobald man dieß bemerkt, das Haar, die allerletzte Eigenschaft des guten Pferdes, immer mit einigen Louisd'ors theurer bezahlen, die Sie beym Wiederverkauf gewiß verlieren müssen. Wenn Sie nicht durch die in Ihrem Dienst hergebrachte Gewohnheit an eine gewisse Farbe gebunden sind, so müssen sie Ihnen alle gleich seyn; denn ich hoffe nicht, daß Sie von jenem alten Aberglauben, als stehe einem diese oder jene Farbe nicht, angesteckt sind. So behaupten zum Beyspiel viele Leute, die Schimmels stünden ihnen nicht: der Grund davon ist eigentlich der, daß Ihr Reitknecht zu faul ist, und den Schimmel nicht gern putzen will: schaffen Sie diesen ab, und nehmen Sie einen bessern, alsdann kaufen Sie sich einen gesunden Schimmel, und ich stehe Ihnen dafür, er steht Ihnen so gut, als wie ein Rappe. Gleiche Bewandniß hat es mit den in Deutschland gemachten Engländern: wann Sie nicht ebenfalls schlechterdings genöthigt sind, ein am Schwanz verstümmeltes Pferd zu reiten, so lassen Sie nie eins stutzen. Vielleicht erreichen Sie nicht einmal Ihre einzige dabey vermeynte Absicht, daß Ihr Pferd,

dem angenommenen Vorurtheil zufolge, dadurch schöner werden soll; denn mich dünkt wenigstens, nichts sehe garstiger aus, als ein beym Stutzen mißlungenes Pferd, und die Beyspiele, daß es nicht geräth, sind viel häufiger, als die, daß ein ungestaltetes Pferd dadurch sey verschönert worden.

Bey einem in dieser Operationen nicht sehr geschickten Manne stehen Sie nicht selten in Gefahr, Ihr Pferd zu verlieren: alle dazu angewandte Kosten sind für Sie allemal verloren; denn wenn Ihr Pferd einen Fehler bekommt, der es zu Ihrem Dienst unbrauchbar macht, so giebt Ihnen derjenige, der es Ihnen abkauft, für diese vermeynte Schönheit keinen Thaler mehr; im Gegentheil hält sie gerade vielleicht manchen Fuhrmann oder Bauer, der Ihnen noch einen leidlichen Preiß gemacht hätte, ab, es zu kaufen. Ueberlassen Sie die Eitelkeit, lieber ein Pferd mit einem kurzen als langen Schwanze reiten zu wollen, Leuten, die diese ihre Laune, eher wie Sie, mit einigen Louisd'or bezahlen können.

Auch rathe ich Ihnen, nie ein ganz junges und rohes Pferd zu kaufen, (ich setze auch) hier wieder voraus, daß Sie nicht reich genug sind, um ein Pferd blos auf Spekulation kaufen und

halten zu können;) sonst verlieren Sie gewiß die Hälfte Ihres Währgelds. Sie geben zum Beyspiel für ein dreyjähriges oder gar noch jüngeres Pferd zwanzig Louisd'or, Sie müssen es, ohne den geringsten Gebrauch davon zu haben, ein Jahr und vielleicht noch länger füttern, und nun kostet es Ihnen, wenn Sie sich zum erstenmal darauf setzen, wenigstens 32 Louisd'or, und noch immer sind Sie nicht sicher, ob Sie es werden brauchen können. Unter zwanzig jungen Cavallerieoffiziers sind wenigstens funfzehn, die nicht so viel Geduld oder Kenntnisse haben, als dazu erfodert werden, ein junges Pferd gehörig zuzureiten; denn wahrhaftig, die Sache ist nicht so leicht, als man denkt; es braucht nur zwey oder drey üble Behandlungen, um das Pferd auf Zeitlebens zu verderben. Ueberlegen Sie, daß, wenn Sie auch der allererste Bereiter unsers Zeitalters wären, Sie doch niemals in den ersten zwey Jahren das mit Ihrem jungen Pferde machen können, was Sie billig vor der Eskadron mit selbigem thun müssen. Ich gestehe es aufrichtig, ich kenne nichts betrübteres, als einen Cavallerieoffizier, der mit seinem Pferde brouillirt ist, oder es schonen muß. Er ist alsdann nicht nur völlig unnütz, sondern gar schädlich: denn anstatt, daß

er seinen Zug oder Eskadron in Ordnung halten soll, so bringt er selbige in Verwirrung; er hält die Leute auf, und macht ihre Pferde mit toll: dieß wird und muß auch den nachsichtsvollsten Commandeur zuletzt verdrießlich machen und Ihnen unangenehme Dinge zuziehn. Es ist eine alte Reiterregel: wenn das Pferd im Stalle steht, so muß man es behandeln, als wenn es tausend Thaler kostete; sobald man aber darauf sitzt, so muß man reiten, als wenn es nur zwey Groschen kostete: dieß können Sie nun aber mit einem jungen Pferde unmöglich. Nehmen Sie noch den sehr möglichen Fall an, daß Sie während der Zeit, daß Ihr junges Pferd zahnt, oder Sie selbiges wegen Mangel seiner Kräfte schonen müssen, marschiren sollten, sey es auch nur in ein Exerzierlager, da laufen Sie täglich Gefahr es zu verlieren, oder es wenigstens so zu verderben, daß Sie es nie brauchen können. Wie vielen Gefahren junge Pferde ausgesetzt sind, davon kann Sie nichts bessers überzeugen, als die Bestandsliste der Pferde Ihrer Eskadron. Ohnerachtet man die Remontepferde immer Jahre lang viel mehr schont, als Sie Ihr junges Pferd schonen können und dürfen, so werden Sie doch finden, daß, zu-

mal in Campagne, sich unter den jungen Pferden immer der meiste Abgang findet. Wenn Ihnen also ein Pferd abgehet, so suchen Sie immer ein völlig brauchbares und schon gerittenes Pferd zu kaufen; sollte es auch schon acht bis neun Jahr alt seyn, das thut gar nichts. Sie werden es noch immer mit wenigerer Gefahr, sechs bis acht Jahr brauchen können, als ein ganz junges Pferd. Es ist nichts als Vorurtheil, ein achtjähriges Pferd schon für alt zu halten; wenn es nur sonst gesund und Fehlerfrey ist, so sind dieses eigentlich seine besten Jahre. Auch hierüber wird Sie die Erfahrung belehren: Ihre brauchbarsten Pferde in der Eskadron sind gewiß die zwischen sieben und vierzehn Jahren. Wenn die ins Militär tretende junge Offiziere diese meine ihnen hier gegebene Regeln immer in ihrer Wirthschaft strenge befolgen, so werden diejenigen, die blos von ihrem Traktamente leben müssen, sehen, daß sie in diesem Stande mit ihren wenigen Einkünften immer noch eher leben können, als in jedem andern; und die reichern werden nicht mehr Ursache haben, nach Verlauf einiger Jahre zu klagen, ihr ganzes Vermögen oder wenigstens einen beträchtlichen Theil desselben im Dienst zugesetzt zu haben.

Vierter Abschnitt.

Von Schulden.

Da ich im vorigen Abschnitte gezeigt habe, daß es schlechterdings unmöglich ist, ohne alle weitere Beyhülfe vom bloßen Traktament zu leben; so halte ich es für nothwendig, in diesem einige Regeln zu geben, wie sich der Offizier das zu seinem Auskommen Fehlende am besten verschaffen könne.

Vergebens würde man mir vielleicht unter hundert Offiziers einen anführen, der mit seinem bloßen Traktamente auskommt, oder vielleicht gar noch etwas zurücklegt. Erstlich würde ich dagegen einwenden, daß es sehr schwer zu beweisen ist, daß derjenige Offizier, der hier zum Beyspiel angeführt wird, wirklich gar keinen Zuschuß habe. Vielleicht sind die Wege, durch welche er sich einigen zu verschaffen weiß, so geheimnißvoll, daß außer ihm durchaus niemand sie wissen kann. Er hat vielleicht einen ganz unbekannten Wohlthäter oder Wohlthäterinn, die er aus ihm allein bewußten Gründen verschweigt; oder er erwirbt sich durch

Mittel, die er aus sehr guten Gründen nicht angeben will, etwas; wie ich denn selbst einen sehr tüchtigen wackern Offizier gekannt habe, der sich von Stricken erhielt, und mehrere, die sich mit Abschreiben eine beträchtliche Zulage erwarben. In sehr großen Garnisons, als wie z. B. Berlin, Königsberg, Prag, Wien rc. geht so etwas leicht an. Wenn man aber nun auch endlich wirklich einen anführen könnte, von welchem man ganz sicher wüßte, (welches immer äußerst schwer ist) daß er gar kein Nebeneinkommen hätte: so würde dieses weiter nichts beweisen, als daß es keine einzige Regel ohne Ausnahme giebt. Ich spreche hier aber von den allgemeinen Fällen und nicht von Ausnahmen.

Der Offizier, der durchaus nichts zuzusetzen hat, muß also vermöge meiner im vorhergehenden Abschnitt aufgestellten Rechnung wenigstens zwischen vierzig und funfzig Thaler jährlich borgen. Um nun diese an sich kleine Summe nicht, wie es mit den meisten Schulden geht, gleich einem Schneeballe, durch beständiges Fortwälzen, vergrößern zu sehen, rathe ich vorzüglich, so oft als es möglich ist, durch die Mittel, die ich auch im vorigen Abschnitt vorgeschlagen habe, die geborgte

Summe wieder abzutragen. Dadurch erhalten Sie sich Credit, ohne welchen auch der allerreichste Mann nicht gut fortkommen wird, und wissen immer genau, wie Ihre Umstånde stehen.

Dadurch werden Sie verhůten, daß Sie nie so weit kommen, mit Erstaunen zu finden, wenn Sie einmal Ihre Schulden zusammen rechnen, daß Sie vielleicht dreymal mehr schuldig sind, als Sie glauben.

Machen Sie nie Schulden, die Ihnen nur auf kurze Fristen Hůlfe schaffen: denn Sie kön- nen entweder auf dem zur Zahlung bestimmten Zeitpunkt nicht Wort halten, und verlieren da- durch Ihren Credit, der Ihnen zu Ihrer Erhal- tung fast eben so unentbehrlich ist, als das Athem- holen: oder Sie můssen Geld mit schweren Gelde wieder erkaufen und stecken sich oft dadurch in eine noch gröſſere und dringendere Verlegenheit, als die war, aus welcher Sie sich zu retten hofften. Nehmen Sie nie Waaren, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, auf Borg: mit baarem Geld kaufen Sie gewiß wenigstens 10 Procent wohlfeiler, und giebt Ihnen der Kaufmann Cre- dit, so giebt er Ihnen auch gewiß die schlechteste Waare. Zehren Sie in Kaffee- oder Speisehåu-

fern niemals, wie man es zu nennen pflegt, auf die Kreide. Der allerehrlichste Wirth bevortheilt Sie sonst zuverläßig, vielleicht wirklich zuweilen aus Irrthum. Er schreibt nämlich nicht immer gleich, indem Sie die Zeche machen, Ihre Rechnung, und wann er dann des andern Tages, oder vielleicht noch später, dieselbe aufstellt, so schreibt er Ihnen etwas auf, was Sie gar nicht verzehrt haben. Sie werden diesen Verstoß entweder gar nicht gewahr, oder dürfen ihn, um den Wirth bey guter Laune zu erhalten, nicht rügen. Ein gleiches gilt von allen Handwerker-Rechnungen. Wenn Sie diese gleich baar bezahlen, so können Sie, wenn Sie sollten übervortheilt worden seyn, abdingen, und gewiß immer auf bessere und geschwindere Arbeit rechnen, als derjenige, der auf Borg arbeiten läßt.

Um so wenig, als möglich, sich abhängig zu machen, so bezahlen Sie Ihren Aufwärter, Tisch- und Hauswirth alle Monat richtig: man begegnet Ihnen alsdenn gewiß mit weit mehrerer Aufmerksamkeit. Lassen Sie sich nie darauf ein, daß Ihr Aufwärter oder Bedienter starke Auslagen für Sie machen müsse; denn außerdem, daß er Sie gewiß betrügt, giebt ihm dieser lange Vorschuß am

Ende eine Art von Gewalt über Sie, die oft demüthigende, aber gewiß allemal unangenehme Folgen hat.

So oft Sie Ihr Traktament bekommen, muß Quartier, Wäsche, Tisch und dergleichen ohne allen Aufschub gleich bezahlt werden. Um dieses nun bewerkstelligen zu können, müssen Sie Ihr Traktament, ohne allen außerdem von der Regimentscasse festgesetzten Montirungsabzug, sich immer rein zu erhalten suchen. Haben Sie erst nur einen Thaler ungewöhnlichen Abzug auf Ihr Traktament, so ist unser ganzer, so mühsam entworfener ökonomischer Plan schon übern Haufen geworfen. Im folgenden Monat brauchen Sie nun schon zwey Thaler mehr, um das Fehlende zu ersetzen, und in einem halben Jahre höchstens ist Ihr ganzes Einkommen eine negative Größe.

Nehmen Sie sich dieserhalb ganz besonders davor in Acht, dem Regimentsquartiermeister nicht in die Hände zu fallen; denn von dem heißt es im rechten strengsten Wortverstande: aus der Hölle ist keine Erlösung. Gewiß es gehört mit unter diejenigen Dinge, auf welche man in den meisten Diensten viel zu wenig Achtung giebt, daß man mehrentheils diesen Herrn erlaubt, einen oft

mehr als jüdischen Wucher mit dem Offizier zu treiben. Sehr oft handeln sie mit allen nur möglichen Waaren, und verwenden die in Händen habenden Regimentsgelder zu ihrem Schacher. So lange man nicht strenge darauf halten wird, daß der Subalternoffizier jeden Monat das, was ihm an Traktament gebührt, ohne allen Abzug baar herausbekommt, sind alle Schuldenedikte und übrige Vorkehrungen, die man macht, den Offizier vor dem Schuldenmachen zu hüten, nicht nur vergebens, sondern gar schädlich.

Daß es auch unter den Regimentsquartiermeistern sehr würdige und edeldenkende Männer giebt, davon kann niemand gewisser überzeugt seyn, als ich. Ich habe einen gekannt, der nun schon längst seine militärische Laufbahn verlassen hat, ohne dessen großmüthige und ganz uneigennützige Hülfe ich bey einer gewissen Gelegenheit unwiederbringlich verloren gewesen wäre. Aber diese Beyspiele sind wie natürlich äußerst selten: Ich wiederhole also meinen treuen Rath nochmals, borgen Sie lieber von dem schlechtesten Juden, als von Ihrem Regimentsquartiermeister. Denn dieser saugt jeden Monat, wie ein Blutigel, an Ihrem wenigen Einkommen, und hat Sie beständig

in der Hand, in welcher gewiß bey jeder Gelegenheit etwas kleben bleibt.

Eben so sorgfältig vermeiden Sie bey Ihren Kameraden zu borgen; mit Recht sagt man: Schulden gleichen Kindern, welche mit Freuden empfangen und mit Schmerzen geboren werden. Der Augenblick des Darlehns ist sehr angenehm, aber der des Wiedergebens oft sehr mißlich. Die besten Freunde fangen sich an zu entfernen, wo nicht gar zu entzweyen, wenn der Zahlungstermin unerfüllt vorübergeht.

Ueberhaupt ist es eine Regel, die ich Ihnen nicht genug empfehlen kann: suchen Sie, soviel als möglich zu verbergen, daß Sie hülfsbedürftig sind. Niemand sieht das Bild des Mangels gern: es giebt wenig Menschen, die edel genug denken, auf diejenigen, die ärmer sind als Sie, nicht mit einer Art von Geringschätzung herabzusehen, und dieß ist oft allein hinreichend, einen armen Offizier erst schüchtern, nach und nach niedrig, und endlich gar unglücklich zu machen. Wenn Sie aber hingegen nie jemand um Unterstützung ansprechen, so kann niemand Ihre Umstände genau wissen, und das wird und muß Ihnen Achtung erwerben, wenn man sieht, daß Sie Muth und

Kopf genug haben, sich ohne alle Hülfe so durchschlagen zu können. Dieserhalb gewöhnen Sie sich ja nicht an, immer zu klagen: erstlich hilft es nichts, und zweytens hat der unvergeßliche Lessing sehr Recht, wenn er seine Minna sagen läßt: „Nach dem Prahlen wüßte ich nicht, was einem „Offizier übler anstünde, als das Klagen.“

Wenn Sie also, wie es nun einmal nicht anders seyn kann, borgen müssen, so borgen Sie nie anders, als baares Geld. Wenn Sie sich immer ordentlich betragen, so werden Sie gewiß einen einigermaßen billigdenkenden Juden finden, der Ihnen für einen erträglichen Preiß Geld verkauft. Kein anderes Mittel wüßte ich Ihnen vorzuschlagen; denn Sie müßten unter einem sehr glücklichen Himmelsstriche geboren seyn, wenn Sie mit Jemanden in Verbindung kommen könnten, der Ihnen für landübliche oder gar ohne alle Zinsen Geld borgen sollte. Sie müssen, nach dem von uns entworfenen Plane, 30 bis 40 Thaler jährlich zu Ihrem unentbehrlichen Unterhalt, da Sie kein anderes Mittel haben, schlechterdings auf diese Art herbeyzuschaffen suchen. Gesetzt nun auch, Sie blieben alle Jahre, wenn Sie alles das, was ich Ihnen vorher angerathen habe, befolgen, dennoch

zehn

zehn Thaler schuldig, die Sie durchaus nicht bezahlen könnten, so ist das Unglück noch immer nicht groß; dienen Sie fort, bis Sie eine Compagnie erhalten, so können Sie das bis zu zwey oder dreyhundert Rthlr. angewachsene Capital in den ersten zwey Jahren leicht abtragen. Finden Sie eher eine bessere und einträglichere Versorgung, so wird das, was Sie in der Regimentscasse gut haben, und was Sie für Ihre Equipage bekommen, leicht hinreichen, das, was Sie schuldig sind, bezahlen zu können.

Vermeiden Sie aber ja sorgfältig, das zu thun, was man in der Kunstsprache Kommerz- oder Geschäftemachen nennt, wo Sie nehmlich statt baaren Geldes Sachen annehmen; bey dergleichen Art von Negozen verlieren Sie gewiß immer über die Hälfte: und haben noch überdieses die Unannehmlichkeit, sich mit schlechten und betrügerischen Mäcklern einlassen zu müssen, die sich die Mühe, Ihnen für etwas, was Ihnen zwanzig Rthlr. gekostet hat, zehn zu verschaffen, sehr theuer bezahlen lassen.

Auch das Versetzen ist eine der übelsten Finanzoperationen, die Sie machen können. Sie bekommen nur den vierten Theil des Werths ge-

borgt, und müssen sehr oft dreyßig und mehrere Procent Interessen geben, auch bringt Sie dieses überdieß noch in eine Menge schlechter Verbindungen: denn die gewöhnlichen Pfänderleiher sind mehrentheils Menschen von der allerschlechtesten Art.

Ich empfehle Ihnen vorzüglich zu Ihren kleinen Kommerzien deswegen die Juden, weil diese ohne alle Widerrede noch am ehrlichsten mit Ihnen handeln, wenn sie nur sehen, daß Sie ordentlich mit ihnen umgehen. Der Jude ist der einzige Verleiher, der es sich gern gefallen läßt, sein Geld in kleinen Summen wieder zu nehmen. Wenn Sie einem Juden hundert Thaler schuldig sind, (und soweit darf es, wenn Sie meinem Rath folgen, sobald nicht kommen,) und Sie bezahlen ihm fünf Rthlr. baares Geld, so giebt er Ihnen mit Freuden wieder eine lange Nachsicht: aber etwas baares Geld müssen Sie an dem zur Zahlung bestimmten Tage schlechterdings geben. Besonders lassen Sie sich ja nicht, wenn er sein Geld zu holen kommt, vor ihm verleugnen; denn seinen Weg ganz umsonst gemacht zu haben, ist ihm gar zu schmerzhaft, und er verzeiht es Ihnen nie. Empfangen Sie ihn aber recht freundlich und höflich, zählen

ihm das, was Sie ihm bezahlen wollen, gleich baar hin, so verläßt er Sie, und wäre es, wie ich schon gesagt habe, nur der zehnte oder zwanzigste Theil Ihrer Schuld, gewiß mit dem Gedanken: es ist doch ein braver Herr. Bey ihm können Sie ferner jede Kleinigkeit, die Sie von Ihrer Equipage entübrigen können, am besten anbringen, und wenn er der reichste Bankier ist, so handelt er Ihnen noch immer mit Vergnügen ein ausgedientes Portepee, oder altes Cordon ab, was der christliche und eben deswegen viel schlimmere Jude kaum des Ansehens würdigt.

Wann Sie nun, wie es Ihnen gewiß nicht fehlen kann, einen solchen ziemlich billigen Juden gefunden haben, so hüten Sie sich ja mit mehrern in Verbindung zu treten. Je mehr Schuldleute man hat, desto drückender wird die Schuldenlast. Mit einem läßt sich bey allen Gelegenheiten eher fertig werden, als mit vielen. Der Jude ist von Natur ein furchtsames, und aus diesen Gründen äußerst mißtrauisches Geschöpf, gegen niemanden ist er letzteres mehr als gegen seine Glaubensgenossen: sobald er also merkt, daß Sie mit mehrern handeln, so verlieren Sie gleich sein Zturauen. Er glaubt nun gewiß, er solle blos die bösen Hän-

del machen, die vortheilhaftern würden für den andern aufbewahrt. Eben so rathe ich Ihnen, wenn Sie etwas zu verkaufen haben, so lassen Sie es ja immer dem ersten Juden, der sich zum Käufer anbietet, der zweyte bietet Ihnen gewiß schon weniger, und je mehrern Sie es zeigen, desto weniger bekommen Sie am Ende dafür.

Wenn der Termin zur Zahlung da ist, so müssen Sie der erste seyn, der seine Gläubiger aufsucht, und sich an seine Schuldigkeit erinnert; ihn vermeiden, oder aus dem Wege gehn, erregt Mißtrauen, und macht den ehrlichsten und dienstfertigsten Mann verdrüßlich. Wenn Sie so wenig borgen als möglich, so werden Sie zur gesetzten Zeit wenigstens immer etwas von Ihrer Schuld abtragen können, und das wird Ihren Credit erhalten; ohne welchen Sie, wie ich Ihnen oft gesagt habe, schwerlich durchkommen werden. Unhöflichkeit ist allemal schädlich und tadelnswürdig, sie aber vollends gegen Leute, denen man Verbindlichkeiten schuldig ist, zu zeigen, ist Unsinn; und ich brauche wohl nicht weitläufig zu empfehlen, gegen Ihre Gläubiger sich niemals ungesittet zu betragen.

Fünfter Abschnitt.

Vom Betragen im Dienst.

Gleich in den ersten Zeilen dieser kleinen Schrift habe ich gesagt, daß und warum ich nichts von dem, was eigentlich Dienst heißt, sprechen werde. Ueber das, was Sie in den ersten Tagen Ihrer militärischen Laufbahn zu thun haben, wird Sie Ihr Dienstreglement hinlänglich belehren: und in der Folge der Zeit fehlt es Ihnen nicht an guten und vortreflichen Schriften, aus denen Sie lernen können, wie Sie sich bey dieser oder jener Gelegenheit zu verhalten haben.

Hier will ich Ihnen blos zeigen, wie Sie es anzufangen haben, daß Ihnen die Erfüllung Ihrer Pflichten nicht lästig wird, und auf was für Art Sie den guten Ruf eines brauchbaren und thätigen Offiziers ganz ohnfehlbar erlangen werden.

Wenn man das, was man thun muß, für unnöthig, oder gar für lächerlich hält, so ist es ganz natürlich, daß es uns bald ekelhaft und unerträg-

lich wird: denn welcher nur halb vernünftig denkende Mann wird wohl gern den größten Theil seines Lebens mit Kindereyen und nichtsbedeutenden Kleinigkeiten zubringen wollen?

Setzen Sie sich also ja recht früh den Satz in Ihrem Kopf und Herzen fest: daß diejenigen Ihrer Kameraden, die immer über den sogenannten Kamaschendienst spotten, wahre Schwachköpfe sind. Sie vermögen es nicht einzusehen, daß gerade dieser kleine Dienst der Grundstein des ganzen Militärs ist: nehmen Sie diesen weg, und das ganze schöne Gebäude stürzt gleich ein. Mit dieser kurzsichtigen Beurtheilung verbinden jene Herren mehrentheils eine hohen Grad von Faulheit; sie mögten am liebsten gar nichts thun. Da sie nun also wohl einsehen, daß sie wahrscheinlich keine großen Unternehmungen im Militär werden auszuführen bekommen; so wollen sie sich gerne von der Pflicht, die kleinern Dinge, die ihnen jetzt zu besorgen obliegen, dadurch losmachen, daß sie selbige für Pedanterey, Zeitverderb und unnöthige Kleinigkeiten ausgeben. Gehen Sie nur die Geschichte unseres militärischen Zeitalters mit einiger Aufmerksamkeit durch, und Sie werden finden, daß alle die Männer,

die sich als große Generale oder gar Anführer ganzer Armeen unvergeßlichen Ruhm erworben haben, den sogenannten kleinen Dienst vollkommen inne hatten, und es nie unter Ihrer Würde hielten sich mit selbigem zu beschäftigen.

Der Größte der Menschen, den unser Jahrhundert wenigstens hervorgebracht hat; der Mann, den billig jeder Krieger wie einen Heiligen verehren sollte, Friedrich der zweyte, kannte alle Detaille des Infanteriedienstes sehr genau, und gewiß besser als einige hundert seiner Subalternoffiziers. Er, der ein Heer von mehr als hundert tausend Mann nach allen Regeln der Kriegskunst zu führen verstand, hielt es nie unter seiner Würde, selbst ein Bataillon zu kommandiren: eine Sache, von der mancher junger Fähndrich glaubt, daß weiter nichts dazu gehöre, als sich nur vor das Bataillon hinzustellen.

Selten nur habe ich je wieder ein Bataillon mit mehrerer Lebhaftigkeit, gründlicherer Ordnung und besserm Anstande kommandiren sehen, als ich es diesen großen Mann noch dreyzehn Jahr nach dem siebenjährigen Kriege thun sah. Auch der vortrefliche Mann, der in manchem Betracht der Lehrmeister in der Kriegskunst jenes unsterb-

lichen Helden war, der Feldmarschall Schwerin, kommandirte mehr als einmal die Wachtparade seines Regiments in seiner Garnison, um, wie sich der vortrefliche Greis auszudrücken pflegte, seinen Katechismus nicht zu vergessen. Weder seine Würde, noch seine vielen Geschäfte, noch sein zunehmendes Alter hielten ihn ab, sehr oft selbst die Quartiere zu visitiren.

Wären Katzler, Seidliz, Wackenitz, Benkendorf wohl das geworden, was sie sind, nehmlich die ersten und größten Cavalleristen, deren die Geschichte noch bis jetzt Erwähnung thut, wenn sie nicht die Dinge, die schon mancher unbärtige Cornet als Kleinigkeit betrachtet, beständig mit unermüdetem Eifer gethan hätten? Wie hätten sie die wunderähnlichen Dinge mit den ihnen anvertrauten Regimentern und Corps verrichten können, wenn sie nicht genau gewußt hätten, was man mit gut dressirten Menschen und Pferden machen kann, und wie man es anfangen muß, um diese Geschöpfe zu einem so hohen Grad der Vollkommenheit zu bringen?

Ein Mechanicus, der die Maschine, mit welcher er kunstreiche Experimente machen will, nicht ganz genau kennt, und nicht genau zu berechnen

weiß, wie die kleinern Theile derselben auf einander wirken müssen, wird gewiß entweder gar nichts mit dem schönsten Kunstwerke ausrichten, oder es wenigstens durch unrichtigen Gebrauch sehr bald verderben. Welche Maschine in der Welt ist nun aber wohl aus mehrern einzelnen, und so oft ganz verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt, als eine Compagnie, Eskadron, Regiment oder gar ein ganzes Corps. Wer nun also nicht weiß, wie man es anzufangen hat, um ein jedes dieser einzelnen Theile immer brauchbar und auf das Ganze wirkend zu erhalten, der wird mit demjenigen Theil des großen Körpers, der das Unglück hat in seine Hände zu fallen, so umgehen, wie ein Kind mit einer Uhr, welches sie entweder gar nicht aufzuziehen versteht, oder so lange daran dreht, bis sie völlig unbrauchbar ist.

Glauben Sie mir es also auf mein Wort, es ist unmöglich, auch nur ein brauchbarer Staabsoffizier und noch vielweniger ein guter General zu werden, wenn man nicht den Dienst in allen seinen kleinen Unterabtheilungen genau kennt, und sich nicht beständig gewöhnt, alles das, was er erfodert, genau und pünktlich zu verrichten.

Man führt zuweilen, um den lächerlichen Satz, als brauche ein großer Feldherr den kleinen Dienst weder zu kennen, noch sich darum zu bekümmern, beweisen zu können, manche Generals an, die ihn nicht verstanden haben, und doch große und berühmte Männer geworden seyn sollen. Ich sage wohlbedächtig, geworden seyn sollen; denn ich gestehe offenherzig, daß ich nie einen gekannt habe. Ich kenne zwar mehr als einen General, der nicht im Stande ist, eine Wachtparade gehörig zu commandiren, oder eine Eskadron Cavallerie mit Ordnung zu führen; ich muß ihnen aber auch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie die Brigade oder gar das Corps, das ihrem Commando überlassen wurde, eben so schlecht führten. Das beste, was diese Art von Heerführern noch thun können, und wodurch sie wirklich zuweilen eine Art von Ruhm erschleichen, ist, sich völlig der Führung eines geschickten Adjutanten, der mehr vom kleinen und großen Dienst versteht, wie sie, zu überlassen. Wenn man aus der Lebensbeschreibung manchen Generals das alles wegstreichen könnte und dürfte, was eigentlich nicht auf seine Rechnung, sondern auf die eines nie bekannt gewordenen Einbläsers gehört, so würde mehr als eine Seite

dieser rühmlichen Lebensbeschreibung durchstrichen werden, und es vielleicht blos heißen: „Ihro Hoheit, Durchlaucht, Excellenz u. s. w. unterschrieben diese oder jene Ordre, und halfen mit dabey seyn, wie sie ausgeführt wurde."

Mehr als einmal habe ich als einen Beweis, daß man ein großer General werden könnte, ohne nur das zu verstehen, was man heutzutage eigentlich schon von einem Korporal fodert, den alten Fürsten von Dessau, oder den General Sibilsky anführen hören. Diejenigen Herrn, die Ihnen diese Männer zur Nachahmung empfehlen, (was ich freylich, ich gestehe es ganz offenherzig, mit gutem Gewissen nicht thun kann,) vergessen mehrentheils, daß sie gerade ihre ganze Stärke in dem sogenannten kleinen Dienst hatten. Denn hätten diese Generale denselben auch eben so nachläßig immer gethan, wie diejenigen unter Ihren Herrn Kameraden, die Ihnen alles dieses zu Ihrem Verderben erzählen, so wäre ihr Name gewiß nicht bis auf uns gekommen.

Daß übrigens die Beschäftigung mit dem sogenannten kleinen Dienst, und die genaueste Erfüllung seiner Vorschriften, nicht hindern, ein großer General zu werden, davon müssen Sie meine oben

angeführten Beyspiele schon überzeugt haben. Ich will jetzt nur noch eins von einem der noch lebenden größten Feldherrn anführen. Richten Sie Ihr Augenmerk nur auf den jetzt regierenden Herzog von Braunschweig. Ich versichere Sie, er exerzirt, wenn es seyn sollte, heute noch eine Compagnie besser, und weiß gewiß, was zur Propertät der Leute gehört, und wie man es anfangen muß, um sie immer darin zu erhalten, genauer als hundert jetzt lebende Compagnie-Commandeurs, die mit Recht für ganz brauchbare Offiziers gehalten werden. Hören Sie ihn nur einmal eine Ordre ausgeben, oder einen Unteroffizier, der kommandirt werden soll, instruiren, und Sie werden erstaunen, wenn Sie seine bis auf die geringste Kleinigkeit sich erstreckende Kenntniß bemerken. Und doch wird ihm wohl niemand das Verdienst, die größten Armeen bey den schwersten Unternehmungen allein und ohne Beyhülfe anführen zu können, streitig machen.

Wenn Sie nur einige Jahre, oder, falls Sie Ihre Dienstzeit vielleicht gar im Felde angefangen haben, noch kürzere Zeit, mit einiger Aufmerksamkeit gedient haben, so werden Sie sehr bald bemerken: gesetzt es wäre möglich, daß viele oder

gar alle Offiziers einer Armee alles das, was man kleinen Dienst nennt, weil sie selbigen für Kleinigkeit halten, nicht thun wollten, daß eine solche unglückliche Armee, und würde sie von einem General angeführt, der den Muth eines Leonidas, die theoretischen Kenntnisse eines Vaubans, oder kurz alle Gaben und Geschicklichkeiten des Herzogs von Braunschweig besäße, doch nichts ausrichten könnte. Ich will nur den Fall annehmen, dieser mit allen obigen Eigenschaften ausgerüstete Feldherr, müßte bey Eröfnung des Feldzugs einen Marsch thun, der drey Wochen Zeit erfoderte, und alle Offiziers seines Corps überzeugten sich recht lebhaft, daß es eine bloße Kleinigkeit sey, während des Marsches immer bey seinem Zuge zu bleiben, und darauf Acht zu haben, daß die Leute Rotten halten, nicht durch einander laufen, sich nicht durch Ungezogenheit ermüden, nicht aus allen Pfützen trinken, und mit einem Worte, recht ordentlich marschiren, wie sichs gehört; und daß derjenige, der dieses von ihnen verlange, ein Pedant oder Schikaneur sey; man könne doch, wie ein braver Mann, wenn es dazu käme, fechten, wenn man auch hinter, neben, vor oder gar abwärts von seinem Zuge reite: — was glauben Sie wohl, was die Folge eines solchen Benehmens

seyn würde? Gewiß diese, daß höchstens auf dem vierten Marsch ihr aus 20000 Mann bestehendes Corps, 8000 Marode haben würde. Der Marsch, auf dessen Beschleunigung vielleicht alles ankommt, wird nicht können fortgesetzt werden, und Ihr Corps wird halb aufgerieben seyn, ehe Sie eine feindliche Patrolle gesehen haben. Das Unternehmen Ihres Anführers wird, sey es auch noch so gut berechnet, blos deswegen scheitern, weil Sie die elende Kleinigkeit verabsäumten, auf dem Marsch bey Ihrem Zuge zu bleiben, und Ihre Leute in Ordnung zu halten.

„Ja aber," werden Sie mir sagen, „wenn ich nur zur Revüe oder zu einem Manöver marschire, dann ist dieses ja alles nicht zu besorgen." Sie haben Recht, alles dieses ist nicht zu besorgen; aber etwas viel schlimmeres: nämlich fürs erste, daß Sie Ihre Schuldigkeit nicht thun lernen; und dann, lassen Sie einmal ein Regiment nur vier bis fünf Jahre lang in Friedenszeiten, bey jeder Gelegenheit, auf allen Märschen immer wie eine Heerde Schweine durch einander laufen: was wird der Erfolg seyn? Wenn es sich erst von aller guten Ordnung, die, wie ich Ihnen gezeigt habe, so unentbehrlich ist, und die gar nichts kostet, wenn Sie Ihre Leute immer dazu gewöhnen, ganz ent-

fernt hat; wenn ihm auf diese Art die Ungezogenheit gleichsam zur andern Natur geworden ist; dann wird es selbst bey der fürchterlichsten Strenge lange Zeit noch immer ungezogen und unbrauchbar bleiben. Lassen Sie sich dieses also ja empfohlen seyn, immer, und wenn Sie auch nur auf den Exerzierplatz marschirten, auf der Stelle zu bleiben, auf welche Sie gehören. Halten Sie den Mann, der strenge auf Erfüllung dieser Ihrer Pflicht dringt, ja nicht für einen Pedanten, es ist ein Mann, der seine Schuldigkeit versteht, und dem die Wohlfahrt des Regiments gewiß am Herzen liegt.

Bedenken Sie doch auch überdem, daß Sie nichts dabey gewinnen, und die Beschwerlichkeiten des Marsches dadurch nicht vermindern, daß Sie sich während desselben an einem andern als dem Ihnen eigentlich angewiesenen Platz aufhalten. Sie müßten denn etwa gar bey Ihrem Regiment die löbliche Gewohnheit einführen wollen, die ich einmal bey einem österreichischen Hulanenregimente beobachten sah: es brachen nämlich fast alle Offiziers erst einige Stunden nach dem Abmarsch dieses Regiments aus dem Nachtquartier auf, und um eben so viel Stunden rückten

sie auch wieder früher in das neue ein. Die Folge dieser schönen und gemächlichen Einrichtung war freylich diese, daß das Regiment unglaublich viel Desertion hatte, auf jedem Marsch Arrestanten bekam, die die gröbsten Excesse begangen hatten, und daß man endlich einige der Herren Offiziers kassirte. Nicht wahr, aus bloßer Schikane? Denn es war doch wohl unbillig, daß man die Herren über so eine elende Kleinigkeit bestrafte?

Ein Cavallerie Regiment, wird sich vorzüglich sehr geschwind außer Stand gesetzt sehen, seinen Marsch weiter fortzusetzen, wenn die Herren Offiziers desselben sich sämmtlich überzeugen können, und man ihnen dieses gestattet, daß man doch sehr gut ein großer General werden könne, wenn man gleich auf dem Marsch nicht auf seinen Zug Achtung giebt.

Wann Sie sich nicht um das Satteln, Aufzäumen und Packen Ihrer Leute bekümmern, so werden Sie es sehr bald erleben, daß das am schönsten berittene Regiment sich in eine Heerde gedrückter und roh gerittener Pferde, die die Leute kaum mehr fortschleppen können, verwandelt. Ob Sie nun mit einem so beschaffenen Regiment in der Campagne Heldenthaten thun werden, ist wohl

sehr

sehr zu zweifeln. Daß es aber, wenn Sie sich nicht um die Ihnen unbedeutendscheinenden Dinge bekümmern, bald in diese Umstände kommen wird, dafür stehe ich Ihnen.

Das allerschlimmste ist, daß Ihnen alsdann, wann Sie vorher nicht wissen, wie der Sattel liegen muß, auch der allerbeste Wille, sich nun auf dem Marsche recht fleißig darum zu bekümmern, wie die Leute satteln und packen sollen, nichts mehr helfen kann; denn wenn Sie auch nun wirklich jedem Reiter bey dieser seiner Arbeit zusehen, so können Sie doch den Fehlenden nicht zurecht weisen, und den Nachläßigen nicht bestrafen. Unter Ihren Augen wird der Reiter schlecht satteln, und alsdann natürlicherweise doch drücken; und so viel werden Sie doch von dem Ihnen so verächtlich scheinenden kleinen Dienst wissen, daß ein gedrücktes Pferd nicht viel besser ist, als gar keins.

Dieses, der Cavallerie so außerordentlich nachtheilige Drücken der Pferde wird ferner dadurch sehr vermindert werden, wenn die Offiziers während des Marsches immer bey ihren Zügen bleiben, ihre Leute in Aufmerksamkeit erhalten, ihnen nicht gestatten, daß sie sich auf dem Pferde herumwälzen, auf eine Seite hängen, oder gar einschlafen. Eben

so nothwendig und um das Regiment in gutem Stand zu erhalten unentbehrlich es ist, daß der Offizier während des Marsches beständig seine Leute in Augen hat, eben so wichtig ist der Umstand, den auch viele junge durch das unvernünftige Urtheil ihrer unwissenden und nachläßigen Kameraden verführte Offiziers für ganz überflüßig halten, nämlich das Visitiren der Quartiere oder der Zelter.

In Friedenszeiten hängt davon die dem Soldaten so unentbehrliche Propretät ab. Wenn er sein Gewehr und Montirungsstücke auch noch so viel und noch so oft putzt, und seine Kammer gleicht immer einem Schweinstalle; so wird er nie reinlich auf Parade kommen. Wie erstaunend viel die innre Beschaffenheit seines Quartiers zum guten Anzug und dem äußern Aussehen des Soldaten beyträgt, wird man nicht eher recht deutlich bemerken, als in einer großen Garnison, wo ein Regiment in Casernen zusammen, und das andere hingegen einzeln bey den Bürgern vertheilt liegt. Das erstere wird bey völlig gleicher Sorgfalt nie so in die Augen fallen, nie ganz so proper aussehen, wie das letztere; weil eine Kammer, in welcher nur ein, oder zwey, oder drey Mann

liegen, viel leichter und besser in Reinlichkeit und Ordnung erhalten werden kann, als die, in welcher zwölf, achtzehn und vielleicht gar, wie dieses leider noch in manchen Diensten der Fall ist, zwanzig und dreyßig Bursche zusammen wohnen, und sich in ihren eigenen Ausdünstungen, Oel- und Kohlendampf gleichsam einschmoren.

Daß Reinlichkeit der Wohnung einen sehr großen Einfluß auf die Gesundheit des Bewohners habe, daran zweifelt doch wohl kein vernünftiger Mensch. Daß aber der gemeine Mann, sey er auch sonst ein noch so guter Mensch, ohne beständige und mitunter strenge Aufsicht selbige sehr leicht verabsäumt, davon wird Sie eine kurze Erfahrung bald überzeugen.

Bey der Cavallerie ist das fleißige Visitiren der Ställe aus eben diesem Grunde nicht minder nothwendig. Geben Sie Ihren Pferden doppelte Rationen, lassen Sie selbige Stunden lang putzen; wenn der Stall nicht beständig sehr reinlich gehalten wird, so werden Sie doch nie lange ein gesundes und brauchbares Pferd erhalten. Auf die Art, wie das Pferd gefüttert wird, kömmt eben so viel, und oft mehr an, als auf die Menge des Futters, die es bekommt. Die geringste Ver-

nachläßigung im Beschlagen, die der gemeine Reiter entweder aus Faulheit nicht achtet, oder aus Unwissenheit nicht bemerkt, kann die Eskadron sehr leicht um ein sehr gutes und brauchbares Pferd bringen.

Wann Sie sich ferner nicht sehr genau selbst um die innere Wirthschaft des gemeinen Mannes bekümmern, so werden Sie nie wissen, ob er ein ordentlicher und mithin zuverläßiger Mann ist oder nicht. Die allermeisten Desertionen und fast alle andere Excesse entstehen blos aus dem Grunde, weil der Soldat nicht mehr mit seiner Löhnung auskommen kann. Wenn man sich nun gar nicht um seine Wirthschaft bekümmert, so wird er dieses nicht lange können. Halten Sie ihn in Friedenszeiten nicht dazu an, daß er in seinem Haushalt sehr ordentlich seyn muß, so werden Sie ihn in Kriegszeiten noch viel weniger daran gewöhnen. Es entstehen alsdann eine Menge Krankheiten blos aus dem Grunde, weil der Soldat nicht ordentlich lebt, und sehr oft in einem Tage auf die ungezogenste Art das verthut, wovon er fünf Tage leben sollte, und bey einer ordentlichen Wirthschaft auch leben könnte. Wann der Offizier in Campagne nicht sehr aufmerksam darauf ist, daß der

Soldat sein Brod nicht verkaufen, oder vielleicht gar, wenn es ihm zu tragen zu lästig wird, wegwerfen darf, so wird eine Armee sehr bald die allerübelsten Folgen davon empfinden.

Wenn man sich auf dem Marsch ferner nicht darum bekümmert, ob die Leute ganze Schuhe und reinliche Strümpfe haben, so werden sie sehr bald marode werden, und nur die strafbare Sorglosigkeit der Subalternoffizier, die alle dergleichen Sachen für Kleinigkeiten halten, ist alsdann Schuld, wenn das halbe Regiment krank oder marode ist, und nicht das thun kann, was ein jedes andere, bey welchem eine bessere Zucht eingeführt ist, zu leisten im Stande ist.

Wenn Sie einmal eine eigene Compagnie oder Eskadron haben, dann werden Sie es wohl einsehen lernen, daß es keine so ganz unnöthige Beschäftigung ist, sich fleißig um die großen und kleinen Montirungsstücke der Leute zu bekümmern. Mit einem Stich, mit einer geringfügigen Kleinigkeit, wird sehr oft eine Reparatur erspart, die, wenn sie oft vorkommt, Ihre Einkünfte gewaltig schmälern wird. Dann werden Sie gewiß über Ihre Fähndrichs und Lieutenants seufzen, daß sie die Quartiere entweder gar nicht, oder nur so

obenhin visitirt, und es nun so machen, als wie Sie es vorher thaten, da Sie so oft darüber spotteten, oder es zu thun gar unter Ihrer Würde hielten.

„Ja, aber dazu sind doch eigentlich die Unteroffiziers,“ wird mir mancher junge Offizier, der am liebsten gar nichts thun mag, mit einem sehr ernsthaften Gesicht einwenden. Aber um des Himmels willen, lieber Freund, bedenken Sie doch nur, daß der Unteroffizier gerade eine solche Art Mensch ist, wie der Gemeine: der Stock und das Bischen Bandtresse, was er mehr wie jener hat, macht ihn wahrhaftig nicht besser; wenn Sie also selbigen nicht mit eben so vieler Sorgfalt, wie den Gemeinen, zu seiner Schuldigkeit anhalten, so thut er eben so wenig, und oft noch weniger und schlechter als jener. Ein Wort von Ihnen mit Ernst und Anstand gesprochen, macht mehrern Eindruck als stundenlange Reden des besten Corporals, und wäre dem nicht so, und die Unteroffiziere könnten, so wie Sie meynen, alles allein bey der Compagnie thun, so thäten die großen Herren wahrhaftig sehr unrecht, daß sie so viele Offiziers bezahlten, die so sehr viel mehr kosten, als wenn sie noch einmal so viel Unteroffiziers hielten, als sie gegenwärtig schon haben.

Ich will nun auch einmal annehmen, Sie hätten das übernatürliche Glück, lauter gute und fleißige Unteroffiziers bey der Compagnie, bey welcher Sie stehen, zu finden. Die Leute sind ja weder unsterblich, noch unvergänglich. Wie wollen Sie nun Ihren Abgang ersetzen, wann Sie nicht nach und nach aus der Compagnie wieder welche heranziehn? Wie soll dieß aber geschehen, da Sie sich durchaus nicht um Ihre Leute bekümmern wollen? Zu Ihnen aufs Kaffeehaus oder in die Weinschenke, als die einzigen zwey Orte, wo Sie Ihre ganze Lebenszeit am liebsten zubringen möchten, dürfen die Leute nicht kommen; in ihre Quartiere wollen Sie nicht gehen; sich auf der Wacht oder auf dem Marsch mit dem gemeinen Mann bekannt zu machen, halten Sie für viel zu klein. Wie wollen Sie es nun anfangen, um die Menschen, aus denen Sie sich Ihre Mitarbeiter wählen wollen, kennen zu lernen? Wer ein unordentlicher und ungezogener Gemeiner war, wird gewiß auch ein schlechter Unteroffizier, wenn er auch ein bischen schreiben kann, worauf allenfalls man jetzt so ganz vorzüglich bey der Wahl eines neuen Unteroffiziers sieht, ob ich gleich gern gestehe, daß ich dieß immer für die letzte Eigenschaft eines guten

Subjekts zu solchen Stellen halte. Ich wollte, ich könnte die Probe machen, und Ihnen zu Ihrer Eskadron lauter Unteroffiziers geben, die da alle schrieben, wie in Kupfer gestochen, die aber übrigens lockere, nachläßige, im Dienst unerfahrne Leute wären, und wie das immer der Fall ist, Ihre Schuldigkeit gerade so nachläßig thäten, wie Sie. Ich hingegen will, den Wachtmeister ausgenommen, lauter Unteroffiziers nehmen, die wenig oder gar nicht schreiben können, es sollen aber sonst ordentliche, fleißige und des Dienstes kundige Leute seyn, denen ich immer mit guten Exempeln von Thätigkeit und Diensteifer vorgehen würde; und dann wollen wir sehen, welche von beiden Eskadrons die besten Pferde, die gezogensten Leute und die wenigsten Exzesse haben wird. Hundert gegen eins wett' ich, daß meine Eskadron ganz auffallend schöner und besser seyn soll, als die Ihrige; und die erfoderliche Schreiberey soll demohnerachtet ordentlich besorgt werden. Ich bin indessen weit entfernt, die Zeiten wieder zurückzuwünschen, wo man in einem Regiment vielleicht nur zwey Menschen fand, die etwas mehr als ihren Namen schreiben konnten, im Gegentheil, ich wünschte vielmehr, daß die jungen Herren Offi-

ziers es sich zu einer angenehmen Unterhaltung machten, einigen guten jungen Leuten ihrer Compagnie ordentlich lesen und schreiben zu lernen. Ja ich stehe Ihnen nicht dafür, ob ich, wenn ich ein Regiment zu commandiren hätte, es Ihnen nicht gar befehlen würde. Ich behaupte nur, daß das Schön-Schreiben, wie man jetzt beynah durchgängig sehr irrig glaubt, nicht die hauptsächlichste zu einem guten Unteroffizier erforderliche Eigenschaft sey.

Fügen Sie nun, mein junger Freund, zu allen diesen meinen hier gesagten Gedanken noch den hinzu: daß, wenn Sie alle die Dinge, die zu Ihrem Dienst gehören, ohnerachtet der großen Nothwendigkeit derselben, doch noch immer für lächerliche Kleinigkeiten halten, und wenn Sie, aus diesem sehr irrigen Grunde, dieselben gar verabsäumen wollen; so werden Sie den größten und schönsten Theil Ihres Lebens mit Müßiggang hinbringen müssen: und glauben Sie mir es gewiß, unter allen Arbeiten in der Welt ist dieß die unausstehlichste, deren man am allerersten überdrüßig wird. Ich will auch einmal annehmen, Sie könnten die höhere Taktik, die größten militärischen Kenntnisse, kurz alles das, was zu einem commandirenden

General erfordert wird, eben so plötzlich und ohne alle Mühe lernen, als wie die Apostel in der Pfingst-Epistel die fremden Sprachen lernten; wer steht Ihnen denn dafür, daß Sie jemals in Ihrem ganzen Leben commandirender General werden? Sie werden also, da Sie die kleinern Pflichten ihres Standes nicht thun wollen, entweder ein müssiges, und für die menschliche Gesellschaft ganz überflüßiges Mitglied seyn, oder Sie werden, aller Ihrer Grundsätze ohnerachtet, mit dem größten Ekel und Verdruß Dinge thun müssen, die Sie für Kleinigkeiten halten: und was noch das allerärgste ist, Sie werden diese am Ende immer nur schlecht thun. Merken Sie wohl! Ich sage Sie werden sie thun müssen: denn es wird sich doch wohl einmal ein Commandeur oder Chef finden, der Sie sehr strenge zu Erfüllung Ihrer Pflichten anhalten wird, Sie mögen ihn auch nebst allen Ihren Ihnen gleichdenkenden Herrn Kameraden (wenn er es nicht hört, das versteht sich) einen Pedanten, einen alten Korporal, einen Schikaneur, oder wie es Ihnen sonst beliebt, nennen. Dieß wird Ihnen den Dienst zur Pein und Ihr Leben zur Qual machen.

Machen Sie es sich also von dem ersten Tage, an welchem Sie Offizier werden, zur Pflicht, unermüdet fleißig im Dienst zu seyn, und lassen Sie sich niemals, weder durch das böse Beyspiel, noch durch witzig seyn sollende Einfälle Ihrer Herren Kameraden davon abhalten.

Seyn Sie bey jeder Gelegenheit, wo sich Ihre Compagnie oder Eskadron versammlet, wo möglich immer einer der Ersten und nie der letzte auf dem Platz. Nichts empfiehlt einen jungen Offizier in einem Dienst, wo man auf gute Zucht und Ordnung hält, schlechter, als wenn er bey jeder Gelegenheit der letzte ist, und auf jede Minute, die er länger im Quartiere oder Zelte zubringen kann, gleichsam geizig ist.

Und wenn Sie Feldmarschall würden, so würde es Ihnen noch dienlich seyn, wann es Ihnen durch lange Gewohnheit gleichsam zur andern Natur geworden ist, bey keiner Gelegenheit auf sich warten zu lassen. Pünktlichkeit in der Zeit ist das sicherste Mittel, alle Geschäfte genau und richtig verwalten zu können: sie ist der Grundpfeiler aller militärischen Unternehmungen. Da darf nie eine Minute versäumt werden; denn sie ist vielleicht zur Ausführung eines großen Plans

mit berechnet, und vielleicht macht blos das Versäumen derselben, daß er unausgeführt bleiben muß, weil irgend ein Glied jener großen Kette nicht zur rechten Zeit wirkte.

Befleißigen Sie sich ferner einer zum guten Commandiren schlechterdings erforderlichen deutlichen und lauten Stimme. Unter zwanzig Offiziers, die keine Stimme haben, sind gewiß neunzehn, die sie erlangt haben würden, wann sie sich Mühe gegeben hätten. Wer wirklich eine zu schwache Brust hat, daß er nicht laut sprechen kann, der sollte billig eben so wenig Offizier werden, als ein Stummer ein Priester werden kann; denn Beide werden ihren Zweck ganz verfehlen, und ersterer wird eben so wenig einen brauchbaren Offizier ausmachen, als dieser einen großen Kanzelredner. Daß das gute, deutliche und laute Commandiren sehr viel, vielleicht das meiste zum guten Exerziren beyträgt, davon werden Sie sich in der Folge der Zeit bey sehr weniger Aufmerksamkeit schon überzeugen. Ueberhaupt kann ich Ihnen nicht genug empfehlen, sich eines guten äußerlichen Anstands zu befleißigen. Dazu gehört vorzüglich ein gerades und gutes Tragen Ihres Körpers, und ein reinlicher, den Vorschriften Ih-

res Diensts gemäßer Anzug. Wer seinen eignen Körper nicht zu halten und zu tragen weiß, wird es einen andern schwerlich lehren können. Auch dieß wird von manchem sich sehr weise dünkenden, im Grunde aber höchst unwissenden jungen Offizier für etwas sehr entbehrliches gehalten. Es ist aber wirklich sehr nothwendig, daß die im Bataillon marschirenden Offiziers ihren Körper gerade zu halten wissen, sonst ist es unmöglich, daß das Bataillon gut marschiren kann. Denn wenn 8 oder 10 schiefe Richtungen in der Linie sind, so möcht ich wohl denjenigen sehen, der aus dieser am Ende eine gerade Richtung herausbringen könnte. Auch dieß ist etwas, was Sie über lang oder kurz doch lernen müssen; es wird Ihnen so lange zugerufen werden, Sie werden so viel Unangenehmes darüber hören müssen, bis Sie endlich aus dieser Ihrer Art von Schlaf erwachen müssen. Alle diese Unannehmlichkeiten können Sie sich ersparen, wenn Sie nur immer an sich denken, und sich einen geraden, festen, und ich hätte bald Lust zu sagen, einen taktmäßigen Gang natürlich machen.

Zeigen Sie bey keiner Gelegenheit etwas schläfriges im Dienst; wenn Sie zum Beyspiel auf Ih-

rer Wacht, wann zum Gewehr gerufen wird, immer der letzte sind, der ins Gewehr kommt, oder sich die ganzen vier und zwanzig Stunden nicht aus dem Lehnstuhl oder von der Pritsche rühren, so wird gewiß Ihre Wacht sehr bald diesem Ihrem lehrreichen Beyspiele folgen, und Sie werden selten eine Wacht thun, ohne entweder von einem Stabs-Offizier belauert worden zu seyn, eine falsche Meldung gethan, oder sich einer andern Unordnung schuldig gemacht zu haben, worüber Sie billig Verweise oder gar Strafe verdienen und vermuthlich erhalten werden.

In keinem Stande in der Welt würkt das Beyspiel geschwinder und allgemeiner als im Soldatenstande; der gemeine Soldat ist immer so, wie man ihn haben will, und wie man ihm zeigt, daß man selbst ist.

Sie werden sich von der Wahrheit dieses Satzes sehr bald und gewiß überzeugen, wenn Sie im Felde mit Leuten von verschiedenen Regimentern commandirt werden: da werden Sie den auffallenden Unterschied zwischen einem guten und schlechtgezogenen Regiment bald deutlich bemerken. Es sind alles einerley Menschen, aus einem Lande, auf einerley Fuß dreßirt, und doch ist es so in die Augen fallend, wie verschieden sie in

ihrem Betragen sind. Dieses kann keinen andern Grund haben, als den, wie unterschieden die Offiziers den gemeinen Mann ziehn. Oft fällt es schon in einem Regiment in die Augen, bey welcher Compagnie die beste oder die schlechteste militärische Zucht ist. Ich wenigstens will immer wetten, daß ich sie aus dem Regiment heraussuchen will, wann ich es nur eine halbe Stunde marschiren sehe.

Machen Sie sich genau mit allen denen zur Kleidung und Rüstung des Soldaten erforderlichen Sachen bekannt, lernen Sie mit dem Gewehr umgehen; dieses wird Ihnen bey der Anweisung des Exerzirens von sehr großem Nutzen seyn. Als Cavallerie-Offizier ist Ihnen die genaue Kenntniß von allen einzeln zur Pferde-Equipage gehörigen Stücken ganz unentbehrlich. Ich kann Ihnen nicht oft genug wiederholen, wie nothwendig es ist, daß Sie für Ihre Person als Cavallerie-Offizier gut und besonders nicht furchtsam reiten. Man sollte zwar glauben, es sey nicht möglich, Cavallerie-Offizier zu seyn, und doch nicht reiten zu können; aber leider beweist die tägliche Erfahrung das Gegentheil nur zu oft. Besonders, wenn Sie nicht sehr reich sind, und also nicht viel Geld auf den Einkauf der Pferde verwenden

können, so müssen Sie nothwendig lernen, auch mit einem mäßig guten Pferde fertig werden zu können, und Sie werden es dahin bringen, wenn Sie beständig mit Aufmerksamkeit und mit Fleiß reiten. Mit wahrem Schmerz aber sehe ich leider gerade das Gegentheil: mancher junge Mann, der auf der Ritterakademie, oder als Page, Cadet, und Standarten-Junker ziemlich gut ritt, vernachläßigt sich, sobald er Offizier wird, so, daß man schwören sollte, er habe auch nie die allergeringste Anweisung gehabt. Bey einigen jungen Leuten erfolgt dieses aus bloßem Leichtsinn und Unachtsamkeit; sie lassen sich ohne alle Aufmerksamkeit auf sich selbst immer gehen, und gewöhnen sich unvermerkt an, auf dem Pferde zu hängen, als wenn sie eben im Begriff ständen, ihre Mittagsruhe darauf zu halten. Andere hingegen halten es für vornehm, alles was sie gelernt hatten zu verlernen, und ein gutes Pferd durch Brutalität recht kunstmäßig zu verderben.

Seyn Sie im Dienst beständig ernsthaft; in meinen Augen sieht nichts jämmerlicher aus, als ein Offizier, der vor seinem Zuge Kinderpossen treibt; nicht genug, daß er selbst keine Aufmerksamkeit hat, stört er auch noch überdieses seine

Leute,

Leute, und ist oft vielleicht dadurch ganz allein Schuld, daß ein Manöver mislingt.

Gewöhnen Sie sich auch bey Zeiten dazu, ordentlich und verständlich sprechen zu lernen, sowohl wenn Sie Ihren Vorgesetzten etwas zu melden haben, als auch, wenn Sie Ihre Untergebnen abfertigen oder unterrichten. Vermeiden Sie alle unnöthigen Weitläufigkeiten; jemehr Worte Sie machen, je dunkler wird mehrentheils Ihr Vortrag. Sprechen Sie mit Ernst, mit Anstand und kurz. Von Befolgung dieser Regeln werden Sie alsdenn auch noch den größten Nutzen finden, wenn Sie mit der Zeit glücklich genug seyn sollten, etwas zu kommandiren zu bekommen. Geben Sie immer kurze, deutliche und nur wenig Befehle; sonst werden Ihre erstern wieder vergessen, ehe man die letztern nur einmal gemerkt hat.

Von Ihrem Betragen bey großen und kleinen Affairen sage ich Ihnen, was die Bravour betrift, gar nichts. Ich habe mich schon einmal darüber erklärt. Merken Sie sich nur das, was ich Ihnen kurz vorher sagte, daß der gemeine Mann immer so ist, und sich bey jeder Gelegenheit so zeigt, wie man haben will, daß er sich zeigen soll: dieses findet besonders bey allen ernsthaf-

ten Vorfällen gewiß statt. Haben Sie ihn in Friedens-Zeiten nicht gut gezogen, nicht an Subordination und Ordnung gewöhnt, so richten Sie im Felde gewiß nichts mit ihm aus; alle Ihr Fluchen, Lärmen, Prügeln, Todtschießen und Todtstechen hält ihn alsdenn nicht mehr ab, umzukehren und wegzulaufen, wenn er es für gut befindet; ist er aber gewohnt, ihrem Winke zu folgen, so führen Sie ihn nur hübsch mit Ordnung und Stille: (diese kann ich Ihnen nicht genug empfehlen, denn mit Geschrey und Lärmen setzt man nur Kinder oder alte Weiber in Furcht) und ich stehe Ihnen mit meinem Kopfe dafür, er folgt Ihnen, wo Sie hinwollen.

Wenn Sie diese meine hier entworfene Regeln, von dem ersten Tage ihrer Dienstzeit an, beständig befolgen, so werden Sie sich gewiß den Beyfall Ihrer Vorgesetzten erwerben, und sich manchen sehr unangenehmen Augenblick ersparen. Sie werden sich Liebe und Achtung bey Ihren Untergebnen erwerben, nicht beständig aus Mangel der Beschäftigung über Langeweile zu klagen haben, und das seelige, bey allen Vorfällen des Lebens beruhigende, Vergnügen genießen, sich selbst das Zeugniß geben zu können, daß Sie Ihre Schuldigkeit gethan haben.

Nur sehr selten hat das eigensinnige Schicksal, wenn ich so sagen darf, Muth genug Jemanden, der immer und bey jeder Gelegenheit seine Pflicht treu erfüllt hat, völlig unglücklich zu machen. Sollte Ihnen aber demohnerachtet auf Ihrem Wege etwas Widriges begegnen, so können Sie, wenn Sie allgemein und mit Recht als ein guter und brauchbarer Offizier bekannt sind, auf Unterstützung rechnen. Wenn David nichts weiter gesagt hätte, als diese Worte: „Ich habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen ꝛc" so würde er schon deswegen allein mit Recht für einen weisen Schriftsteller gehalten werden müssen. Ich kann mit ihm sagen: auch ich habe noch nie einen im Dienst thätigen und allgemein in gutem Ruf stehenden Offizier ganz unglücklich werden, oder vielleicht gar bis zum Betteln gehen herabsinken sehen. Diejenigen, die sich in dergleichen Lagen befanden, hatten es gewiß ihrer Faulheit, oder schlechten Aufführung ganz allein zuzuschreiben. Wie mir denn überhaupt alle die Menschen, wes Standes und Würden sie seyn mögen, die ewig über unverdientes Unglück, mächtige Feinde und ungerechte Behandlungen klagen, immer sehr verdächtig scheinen.

Sechster Abschnitt.

Von der Art sich zu kleiden.

So eben habe ich gesagt, daß die Gewohnheit, sich beständig gut und besonders der in ihrem Dienst hergebrachten Gewohnheit gemäß zu kleiden, ein wesentliches Stück Ihrer ununterbrochenen Aufmerksamkeit seyn muß. Wenn Sie nicht selbst immer reinlich und ordentlich gekleidet sind, so können Sie dieses unmöglich, ohne roth zu werden, von Ihren Untergebenen fodern; und der gute Anzug des Soldaten ist und bleibt ein wesentliches Stück des Dienstes. Ich weiß zwar wohl, daß man auch ungeputzt brav seyn kann: Ein Mensch, der sich in acht Tagen weder gewaschen noch gekämmt hat, wird im Faustkampf vielleicht den reingewaschenen und gut frisirten überwinden. Allein an dessen seiner Niederlage ist sein Putz eben so wenig Schuld, als in der Unreinlichkeit des andern die Ursache seines Siegs zu suchen ist. Auch weiß ich wohl, daß man eine

Schlacht gewinnen kann, ohne daß die Leute an dem Tage derselben gut frisirt und mit weißer Wäsche versehen sind. Daß aber Reinlichkeit des Körpers außerordentlich viel zu seiner Erhaltung beyträgt; daß Waffen, die der Rost zerfreßen hat, im Gefecht nicht so gute Dienste thun, als solche, die geputzt sind; daß reinlich gehaltene Kleidungsstücke besser und länger halten, als solche, die von Staub und Koth zerfreßen werden: dieß sind doch wohl Wahrheiten, an denen hoffentlich kein vernünftiger Mensch zweifeln wird. Hiezu kömmt ein in meinen Augen noch wichtigerer Umstand. Ich bin nämlich fest überzeugt, daß gerade in dem guten und ihn von andern seines gleichen unterscheidenden Anzuge des Soldaten der erste und vorzüglichste Grund desjenigen liegt, was man Ambition haben nennt; und dieses muß man schlechterdings in ihm zu erhalten suchen.

Die zierlich gekräuselten Haare, der gut gestutzte Huth, der knapp anliegende Rock, das hellglänzende Seitengewehr, sind die Dinge, die zuerst bey dem, aus dem Bauern, in den Soldatenstand tretenden jungen Burschen den Gedanken erregen, daß er nun wirklich ein ganz anderer Mensch geworden sey, als er vorher in seinem

Struppelkopf, Schafspelz oder leinenen Kittel war. Diese Schimäre muß ihm zuerst den Verlust seiner Freyheit, die etwas magere Kost, den hundertfältigen Zwang, dem er sich unterworfen sieht, erträglich machen, und ihn so weit bringen, daß er sich in seinem neuen Stande anfängt zu gefallen.

Sich sehr weise dünkende Leute haben zwar seit einiger Zeit, wenn sie militärische Verbesserungen haben machen wollen, ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet, dem Soldaten seinen Anzug, oft freylich nur dem Anschein nach, so bequem als möglich zu machen. Man hat dieserhalb in einigen Diensten, um den Soldaten, die ohnehin nicht wissen, was sie vor Müßiggang thun sollen, noch mehr Zeit zu verschaffen, die Seitenhaare abgeschnitten; Strümpfe und Hosen in eins verwandelt; zu ihren Röcken Farben erwählt, in welchen man den Staub weniger bemerkt, und die nicht brauchen gefärbt zu werden; ihnen Lederwerk gegeben, das sie nicht anzustreichen brauchen. Dieses alles sind, meinem Bedünken nach, höchstens Spielereyen, wenn sie nicht gar wesentlich schädliche Folgen für den Dienst haben; weil sie den Soldaten immer mehr von aller Beschäf-

tigung entwöhnen, und ihn dem Bauer immer wieder ähnlicher machen. Daß ein sehr knapper, vielleicht etwas mehr Zeit kostender Anzug den Soldaten nie abgehalten habe Wunderdinge zu thun, dafür ist, glaub ich, das preußische Heer und seine von Anno 1740 bis 1763 ausgeführte Thaten, mit welchen noch bis jetzt nichts aus der alten und neuen Kriegs-Geschichte in Vergleich gesetzt werden kann, ein unwidersprechlicher Beweis. Ohnerachtet die meisten Infanterieregimenter sogenannte Glänzkamaschen und eine aus ganzen Schaaren von Locken bestehende Frisur trugen; so konnten sie doch Märsche thun, die ihnen nie eine andere Armee, und wäre sie mit glatt abgeschornen Köpfen wie die Pohlen, oder gar ohne Hosen wie die Bergschotten gekleidet gewesen, nachgethan hat; oder so leicht wieder nachthun wird. Eben so wenig machte der damalige über alle Begriffe weite und bequeme Anzug der Kaiserlichen diese Armee geschwinder oder braver: daß sie aber ihr in neuern Zeiten veränderter und dem alten ganz entgegengesezter Anzug auch nicht unüberwindlich gemacht hat, beweist, deucht mich, ihr Feldzug gegen die Türken, in welchem sie der Kaiser Joseph und der Erfinder dieser Verbesse-

rungen, der Feldmarschall Lascy, selbst führten, hinlänglich.

Man halte es nun übrigens in dem Dienst, in welchen Sie treten, wie man will; man trage kurze, lange, heraufgeschlagene oder gar keine Zöpfe; den Degen über die Schulter oder an der Seite hängend; abgeschnittene oder frisirte Haare, kurz man kleide sich, wie man immer wolle, so machen Sie es sich nur zur unverbrüchlichen Pflicht: sich bey allen Gelegenheiten der einmal hergebrachten Gewohnheit gemäß zu tragen. Uebertreiben Sie nie etwas, vermeiden Sie das Uebernatürliche, Steife und Gezwungene. Ein zu gepreßter Anzug ist Ihrer Gesundheit nachtheilig, und giebt Ihnen immer ein sich lächerlich auszeichnendes Ansehen. Ein vernünftiger Mann weiß auch hierin die gehörige Mittelstraße zu treffen, und versteht die Kunst gehörig ab und zuzuthun. Darüber ist keine bestimmte Regel zu geben; allein etwas Aufmerksamkeit auf einen sich gut anziehenden Kameraden, wird Ihnen hiezu die beste Lehrmeisterinn seyn.

Fast in allen Diensten hat man jetzt die nicht genug zu rühmende Veranstaltung getroffen, den Offiziers das Tragen bürgerlicher Kleider außer

dem Dienst zu verbieten. Segnen Sie, meine Herren, den Mann, der zuerst diesen Gedanken gefaßt hat; jene lächerliche Sitte, wenn man recht geputzt seyn wollte, andere Kleidung, als die Regimentsmontirung zu tragen, hat manchen jungen Offizier zu Grunde gerichtet. Ich könnte Ihnen mein eigenes Beyspiel dafür zum Beweis anführen; denn ich stand in meinen frühern Jahren in einem Dienste, wo diese böse Gewohnheit allgemein herrschte.

Tragen Sie sich also nie anders, als immer völlig Uniformmäßig. Erstlich erspart Ihnen dieses eine Menge Unannehmlichkeiten, denen Sie sich aussetzen, da man, wie ich so eben gesagt habe, fast in allen Diensten genau darauf hält, daß dieß geschehe. Das Vergnügen, eine andere Halsbinde als die dienstmäßige und befohlne um zu haben, statt Ihrer Montirungsweste eine anders geformte und nicht nach der Ordre gemachte zu tragen, einen von der Regiments-Dreßur abweichend gestutzten Huth aufzusetzen, ist es warlich nicht werth, daß Sie, wenn Sie Ihrer Meynung nach so geputzt sind, sich immer wie ein durch Steckbriefe verfolgter Verbrecher gleichsam über die Straßen stehlen müssen, um keinem Ihrer

Stabsoffiziers zu begegnen, oder wohl gar eine Gesellschaft zu fliehen genöthigt sind, wo Sie einen zu finden befürchten könnten. Noch mehr werden Sie sich zu ärgern Ursache haben, wenn Sie diese Ihre elende Eitelkeit mit strengen Verweisen, oder gar einigen Tagen Arrest büßen müssen. Zweytens wird sich Ihre Casse ganz außerordentlich wohl dabey befinden, wenn Sie allen diesen vermeynten Staat weglassen. Wenden Sie die Hälfte von dem Gelde, was Sie zu dergleichen Possen brauchen, beständig auf eine dienstmäßige Garderobe, so werden Sie das Vergnügen genießen, immer einer der am besten gekleideten Offiziers im Regimente zu seyn. Glauben Sie mir, es ist nichts als ein lächerliches Vorurtheil, wenn Sie meynen, oder von einigen ungezognen Kameraden überredet werden, daß ein blos nach Ihrer Phantasie gewählter Anzug Sie besser kleide, als der dienstmäßige. Wer Sie in diesem nicht sehen mag, der ist gewiß, er sey auch von was für Geschlecht und Stand er immer seyn möge, nicht werth, daß Sie sich ihm zu gefallen eine andere Zopfschleife anschaffen.

Die Uniform, sey sie auch nach einem noch so sonderbaren Schnitt gemacht, und sehe sie so auf-

fallend aus, als die jetzige Pfalz-Bayerische, bleibt dennoch immer eine Kleidung, in welcher Sie sich ohne Scheu an jedem Orte zeigen können, wenn nur das, was Sie tragen, Uniform ist. Sie brauchen ja den Geschmack desjenigen, der Ihnen die Montirung zu tragen befahl, nicht zu verantworten.

Ein eben so eitles und grundloses Vorurtheil ist es, wenn Sie glauben, eine andere Kleidung sey Ihnen bequemer, als die Ihnen zu tragen befohlne. Wenn die Bequemlichkeit allein entscheiden könnte, so wäre unstreitig das sicherste immer im Schlafrock zu gehen. Indessen will sich das in der gesitteten Welt nun einmal so nicht recht thun laßen. Es gehört also nur etwas Gewohnheit dazu, und Sie werden bald keinen Unterschied mehr fühlen, zwischen gebrannten oder schlappen Stiefeln, einer steifen oder einer weichen Halsbinde. Etwas Zwang erfodert jeder Stand; warum sollte der Offizier diesen so wenig bedeutenden nicht ertragen können?

Lernen Sie auch ja sich geschwind anziehen. Die Zeit, die Sie sonst zur Ankleidung verwenden müssen, werden Sie sich entweder am Schlaf abbrechen müssen; oder gezwungen seyn, sich an-

dere Bequemlichkeiten zu entziehen, oder auch manche andere nützlichere Beschäftigung zu unterlassen. Bey verschiedenen Vorfällen bleiben Ihnen zu Ihrem Anzug kaum Augenblicke übrig, aber auch diese sind hinreichend, sich völlig anzukleiden, wenn Sie sich beständig gewöhnen, es recht geschwind zu thun.

Siebenter Abschnitt.

Von dem Betragen gegen Ihre Vorgesetzten.

Daß Sie im Dienst Ihren Vorgesetzten aufs Wort, und ich könnte wohl sagen auf den Wink folgen müssen, ist eine zu bekannte militärische Regel, als daß ich nöthig hätte, selbiger hier weitläufig zu erwähnen. Mit je besserm Anstand, je ungezwungener und je prompter Sie dieses thun, je besser werden Sie sich immer dabey befinden. Thun müssen Sie es schlechterdings doch, und es bleibt Ihnen weiter nichts übrig, als sich diese Pflicht so wenig lästig als möglich zu machen. Daß Sie dieselbe in Ausübung bringen, dafür wird schon gesorgt werden: ich will Ihnen also hier nur einige freundschaftliche Winke geben, wie Sie sich besonders außer dem Dienst gegen Ihre Vorgesetzten zu betragen haben.

Unterlaßen Sie nie, denselben bey jeder Gelegenheit Achtung und Aufmerksamkeit zu erweisen. Ich weiß nur zu gut, daß es unter Ihren

Kameraden immer rohe und ungeschliffene Leute geben wird, die Ihnen den, nicht nur alle gute Lebensart beleidigenden, sondern auch noch überdieß völlig unrichtigen Satz predigen werden, als höre außer dem Dienst aller Unterschied zwischen Ihnen und Ihren Vorgesetzten völlig auf. Ich sage, daß dieser Grundsatz alle gute Lebensart beleidigt; denn in jedem Stande in der Welt wird der wohlerzogene junge Mensch dem ältern und vornehmern bey jeder Gelegenheit mit vorzüglicher Achtung und Höflichkeit begegnen. Warum sollte also der Offiziersstand allein eine Ausnahme von dieser Regel machen? Selbst der fremde dritte Mann, der nichts von militärischer Subordination versteht, und nur die allgemeinen Gesetze des Wohlstands kennt, wird und muß sich eine üble Vorstellung von Ihnen und Ihrer gehabten Erziehung machen, wenn er sieht, daß Sie, es sey an welchem Orte es immer wolle, einem viel ältern Offizier, als Sie sind, unartig begegnen.

Wenn Sie auch allenfalls sein persönliches Verdienst nicht besonders achten könnten; so sind Sie doch immer der Würde, die er bekleidet, Hochachtung schuldig.

Je höflicher Sie sich bey jeder Gelegenheit gegen Ihren Vorgesetzten bezeigen, je mehr werden Sie ihn gleichsam zwingen, ein gleiches gegen Sie zu thun: denn auch selbst der allerungesitteste Mensch ist selten im Stande, Höflichkeit mit Grobheit zu vergelten. Sollten Sie indessen doch das Unglück haben, einen so ganz ungezogenen Stabsoffizier bey Ihrem Regiment zu finden, so vermeiden Sie seine Gesellschaft. Thun Sie immer Ihre Schuldigkeit genau und pünktlich, und außerdem lassen Sie sich so wenig als möglich in eine Art von Gemeinschaft mit ihm ein. Es ist dieses, wie ich schon vorhin gesagt habe, einer der größten Vorzüge des Soldatenstandes, daß man in demselben nicht nöthig hat, die Gesellschaft ungesitteter Vorgesetzten zu suchen, oder ihren eigensinnigen Launen zu fröhnen.

Lassen Sie sich die Mühe, den Charakter Ihrer Vorgesetzten kennen zu lernen, nicht verdrießen. Oft ist es die allergeringste Kleinigkeit, mit welcher Sie sich einen alten mürrisch werdenden Stabsoffizier zum Freunde machen können; und eben so gut können Sie sich an selbigem vielleicht durch eine eben so unbedeutende Sache auf ewig einen unversöhnlichen Feind zuziehen. In jedem Dienste

herrschen besondere Gebräuche. So hat man zum Beyspiel in einigen noch die sich aus den alten Zeiten der französischen Galanterie herschreibende Gewohnheit beybehalten, daß man den Stabsoffiziers zuweilen oder wenigstens an gewissen Tagen, als am Neujahrs- oder an ihrem Geburtstage Cour macht. Wenn Sie diese Sitte in Ihrem Dienst finden, so schließen Sie sich ja nicht aus Eigensinn oder auf Zureden eines Ihrer Kameraden davon aus. Sie würden sich sonst einen sehr übeln Dienst erweisen; denn es dient sich erschrecklich unangenehm unter einem Chef oder Commandeur, den man sich zum Feinde gemacht hat, und Sie können vermöge des gewöhnlichen Laufs der Dinge nicht darauf rechnen, einen General oder Obersten zu finden, der gerade Philosoph genug seyn sollte, durch eine solche Kleinigkeit nicht beleidigt zu werden.

In andern Diensten kommen die Subalternen nur alsdann in die Gesellschaft ihrer Stabsoffiziere, wann selbige sie dazu einladen. Wo dieses eingeführt ist, müssen Sie sorgfältig vermeiden, sich auch nur auf die allerentfernteste Art aufzudringen; jedoch auch eben so wenig sich davon entfernen, wenn Sie eingeladen werden. Hätten Sie

auch

auch allenfalls an dem nämlichen Tage schon eine Gesellschaft mit Ihren Kameraden gemacht, so geben Sie selbige lieber wieder auf; der vernünftige Theil derselben wird Ihnen dieß Nichterfüllen Ihrer Zusage nicht verdenken, und an dem Urtheil der andern ist ohnehin nicht viel gelegen.

In noch andern Diensten herrscht der Gebrauch, (unstreitig der schlechteste von allen) daß die Stabsoffiziers die Subalternen nie anders zu sehen bekommen, als auf der Parade. Daß dieß der gerade Weg ist, die jungen Offiziers verwildern zu lassen, und den Stabsoffiziers alle Gelegenheit zu benehmen, ihre Untergebnen kennen zu lernen, ist wohl außer Zweifel. Indessen es ist nicht Ihre Sache, diese böse und dem Dienst so äußerst nachtheilige Gewohnheit abzubringen. Thun Sie in dem Fall, was alle übrige thun, halten Sie sich zurück, drängen Sie sich nicht hervor, und thun Sie, als bemerkten Sie den Uebelstand gar nicht.

Sind Sie vielleicht glücklich genug, die ausgezeichnete Achtung eines Ihrer Vorgesetzten und besonders die des Chefs oder Commandeurs des Regiments zu erhalten, dann rathe ich Ihnen vor-

züglich die allerstrengste Aufmerksamkeit auf ihr Betragen an.

Vergessen Sie nie, auch selbst in den Augenblicken, wo der Becher der Freude oder das traulichste Gespräch den Unterschied zwischen Ihnen und jenen ganz aufzuheben scheint, und wo man Sie gleichsam nöthigt, selbigen gänzlich aus den Augen zu setzen: daß dieses nur ein vielleicht sehr bald vorübergehender Zeitpunkt ist. Werden Sie dahero nie das, was der Franzos so ganz unübersetzbar familier nennt. Setzen Sie die Achtung, die Sie dem Manne und seiner Würde, mit welchem Sie jetzt wie mit Ihres gleichen umgehen, schuldig sind, auch nicht eine Minute aus den Augen. Zuweilen heuchelt Ihnen der Mann nur diese Vertraulichkeit, um Sie vermöge des alten Sprichworts: daß man beym Weine die Leute am besten kennen lerne; recht auszuforschen. Sollte sie ihm aber auch wirklich natürlich seyn, und ihn dahin bringen, daß er über einen seiner Kameraden klagte, und von einem oder dem andern nicht vortheilhaft spräche; so suchen Sie ja nicht etwa durch mancherley Erzählungen, durch witzige Einfälle, oder gar durch Nachahmen einer seiner lächerlichen Gewohnheiten jenes Misver-

ständnis noch mehr zu unterhalten. Es wäre zwar möglich, daß Sie sich auf kurze Zeit, durch dergleichen Dinge, noch besser in seine Gunst setzten: ich stehe Ihnen aber doch nicht dafür, daß er, wenn er aus dieser Art von Betäubung (und in einer Art von Betäubung befindet sich ein jeder, so lange er sich dem Ausbruche irgend einer Leidenschaft ganz überläßt) wieder erwacht, nicht den Gedanken fassen sollte: Sie hätten eben doch nicht ganz löblich darin gehandelt, daß Sie von Ihren andern Vorgesetzten so übel gesprochen hätten. Es kann ihm vielleicht gegen seinen Willen einfallen, daß Sie sich bey ähnlichen Gelegenheiten eben dergleichen Ausfälle gegen ihn selbst erlauben könnten: und dieser, wie ein Blitz in seiner Seele entstehende Gedanke streut vermuthlich den ersten Saamen des Mistrauens und der Abneigung gegen Sie in sein Herz. Eben so vorsichtig müssen Sie seyn, wenn von Ihren Kameraden die Rede seyn sollte. Der Charakter eines Aufpassers oder Anklägers seiner eignen Kameraden ist unstreitig der schlechteste und niedrigste, und schon derjenige Offizier, der den bloßen Verdacht nicht mit Vorsicht zu vermeiden sucht, verdient

mit Recht sich den Haß des ganzen Regiments zuzuziehn.

Sobald man sieht, daß Sie mehr als andere Offiziers mit einem Ihrer Vorgesetzten in Gesellschaft sind: so wird schon aller Augenmerk auf Sie gerichtet seyn. Der Neid ist erfinderisch und unermüdet wachsam. Wenn derjenige Stabsoffizier, mit welchem Sie einen vertrauten Umgang haben, einem Ihrer Kameraden eine Ungezogenheit verweißt oder gar darüber bestraft; so wird fast immer sein erster Gedanke der seyn: Sie wären gewiß derjenige gewesen, durch den sein begangener Fehler wäre entdeckt worden. Nur Ihr äußerst vernünftiges und rechtschaffenes Betragen wird Sie vor einem solchen unangenehmen Verdacht schützen.

Wenn Sie indessen Ihrer guten Sache recht gewiß sind; so können Sie ganz ruhig dabey seyn: diese widrige Meynung verliert sich nach und nach und verwandelt sich endlich im Gegentheil in eine Art von Achtung.

Befleißigen Sie sich ferner, wenn Sie oft mit Ihren Vorgesetzten sehr vertraut sprechen, einer mehr als freymäurerischen Verschwiegenheit. Aus einer Gesellschaft in die andere, das, was

man hat sprechen hören, übertragen, ist an und für sich schon eine Sache, die jedem ehrlichen Manne und besonders dem Offizier ganz unanständig ist.

Im Militär vorzüglich kann Sie oft die allerübelsten Folgen haben, und ganze Regimenter in eine, sowohl dem Dienst, als dem guten Ruf des Regiments sehr nachtheilige Verwirrung setzen. Eine jede nacherzählte Sache wird gewiß, so wie der Schneeball immer ein Bischen dicker wird, wenn man ihn auch nur ein einzigesmal im Schnee herumgedreht hat, allezeit vergrößert. Wenn Sie nun das, was Ihnen Ihr Chef als Freund über Diesen oder Jenen gesagt hat, einem Freunde wieder erzählen: so wird das Gesagte wenigstens viermal umgedreht, ehe es demjenigen, den es eigentlich betrifft, zu Ohren kommt. Aus dieser nunmehr ganz verunstalteten Erzählung entsteht endlich zwischen beiden Theilen entweder eine im Verborgenen wirkende Feindschaft oder eine Erklärung, und bey näherer Auseinandersetzung der Sache fällt zuletzt die ganze Schuld auf Sie. Derjenige, dessen Zutrauen Sie so gemißbraucht haben, fängt an Sie zu hassen, und der Andere, der durch Sie die Sache erfuhr, wird Sie verachten.

Eben so sorgsam vermeiden Sie es, wenn Sie einer Ihrer Vorgesetzten seiner auszeichnenden Freundschaft würdigt, daß Sie nicht etwa suchen, sich das Ansehen eines begünstigten Lieblings zu geben. Es werden sich zwar, wenn man es bemerkt, sehr bald einige niedrig genug denkende Menschen finden, die Ihnen schmeicheln, und sich gleichsam Ihrer Protektion empfehlen werden. Diesen Leuten erklären Sie aber gleich in einem ernsthaften Tone, daß sie bey Ihnen ihre Mühe verlieren.

Erlauben Sie sich nie, wenn Sie auch wirklich auf die Freundschaft oder gar auf die allezeit sträflich bleibende Nachsicht Ihres Gönners rechnen können, mehrere Freyheit, oder Dinge zu thun, die man den übrigen Offiziers nicht gestattet. Im Gegentheil, lassen Sie sich das Glück blos zur Ermunterung dienen, noch immer strenger alle Ihre Pflichten zu erfüllen. Ist der Stabsoffizier, der Sie zu seinem Freund erwählt hat, ein wirklich verdienstvoller und ehrlicher Mann, so kränkt es ihn, wenn er Ihnen Ihre Nachläßigkeit, mit der Sie sein Zutrauen erwiedern, verweisen muß, und er wird sich, wenn Sie ihn oft dazu nöthigen, und er endlich einsieht, daß

Sie seine Güte verdirbt, bald von Ihnen zurückziehen. Wäre er aber dennoch so schwach, daß er sich verleiten ließe, Sie mit gesetzwidriger Schonung zu behandeln: so schaden Sie seinem guten Ruf, und können sehr leicht mit der Zeit gar die Ursache seines Unglücks werden.

Hüten Sie sich so viel wie möglich, sich nie in Gesellschaft Ihrer Vorgesetzten der Gewalt des Weins zu überlassen, selbst dann nicht, wenn man Sie dazu nöthigen sollte. Setzen Sie sich überhaupt gleich beym Anfang Ihrer nähern Bekanntschaft auf den Fuß, daß man Ihnen nie mehr zu trinken zumuthe, als Sie vertragen können. Wer Sie blos zum Sauffollegen brauchen will, von dem können Sie sich, und wär er auch Feldmarschall, ohnehin nicht früh genug losreißen; und der kluge Mann wird Sie darum doppelt schätzen, und mehr Zutrauen zu Ihnen bekommen, wenn er sieht, daß der Wein nie Gewalt über Ihren Kopf und Zunge gewinnen kann.

Vor allen Verbindungen, wo man Sie blos zu Erhaltung schlechter Zwecke, als Kuppeleyen, Gelegenheitsmachereyen, zu falschem Spielen, zu Auskundschaftereyen, u. d. g. m. oder gar zu noch schändlichern Dingen, die ich nicht einmal erwäh-

nen mag, brauchen wollte, werden Sie sich ohne mein weiteres Zureden ohnedieß entfernen, wann Sie nur die gewöhnlichen Begriffe von Ehre haben; und bey wem diese so ganz verloschen sind, daß er sich zu etwas Aehnlichem kann brauchen lassen, bey dem würde auch jeder freundschaftliche Rath überflüßig seyn. Daß dergleichen schlechte und niedrige Menschen für solche Dienste, und hätten sie selbige selbst Königen und Fürsten geleistet, über lang oder kurz allemal mit Schande und Verachtung belohnt werden, davon wird Sie die Erfahrung gewiß überzeugen.

Sollten Sie wirklich Gelegenheit finden, einem Ihrer Vorgesetzten Freundschaftsdienste erzeigen zu können, so rühmen Sie sich derselben bey keiner Gelegenheit. Der größte Dienst, den man seinem Freunde geleistet hat, verliert allemal schon mehr als die Hälfte seines Werths, wenn man ihn ausplaudert. Sollte auch jener, dem Sie gedient haben, dieses undankbar vergessen, so strafen Sie ihn blos mit einem edeln Schweigen, aber nie mit Vorwürfen oder unnöthigen Klagen.'

Auch gegen 'ältere Subalternen beobachten Sie immer eine gewisse in die Augen fallende Achtung.

Oft sieht ein alter, der kümmerlichen Pension mit starkem Schritte sich nähernder Premierlieutenant noch viel mehr auf gewisse Achtungszeichen, als der älteste General. Verabsäumen Sie also ja nicht, sich durch Beobachtung einer solchen, seinen Jahren ohnedieß schuldigen Achtung, seine Freundschaft zu erwerben. Er ist ja allerdings Ihr Vorgesetzter eben so gut, als es der Feldmarschall ist.

Der Dienst, in welchem der älteste Sekondlieutenant sich auch nur eine Minute besinnen kann, das, was ihm der jüngste Premierlieutenant befiehlt, auf der Stelle zu thun, ist gewiß seinem Verderben sehr nahe; denn die Subordination, als der Grundpfeiler des ganzen militärischen Kunstgebäudes, wird sehr bald in demselben wankend werden.

Sie müssen, wie ich schon vorher gesagt habe, wenn Sie den Offizierstand in Ansehen erhalten wissen wollen, durchaus immer das Amt in dem Manne ehren. Eigentlich sollte wohl freylich dieß nie der Fall seyn: in unsrer aber nun einmal so und nicht anders geformten Welt muß man doch einmal die Dinge nehmen, wie sie sind, und nicht, wie sie seyn könnten oder sollten.

Nun muß ich Ihnen noch eine Regel geben, die Ihnen vielleicht lächerlich scheinen wird, die aber wahrhaftig sehr wichtig ist. Die Bibel sagt: Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten; ich aber sage Ihnen gerade das Gegentheil. Wenn Sie vielen natürlichen Verstand besitzen, und auch sich vielleicht eine Menge guter und richtiger Kenntnisse gesammelt haben, so hüten Sie sich ja bey jeder Gelegenheit damit glänzen zu wollen. Man wundert sich oft, warum die dummen Leute meistens mehr Glück machen, als die klugen. Das kömmt daher, weil die wenigen wirklich gescheuten, oder die sehr vielen es nur scheinenden Menschen nicht gern viel andre kluge Männer, von denen sie verdunkelt zu werden befürchten müssen, um sich leiden mögen. Lassen Sie sich es also ja nicht merken, wenn Sie Ihre Vorgesetzten wirklich übersehen. Sie brauchen deswegen eben kein niedriger Schmeichler zu werden; aber nur hüten Sie sich, zu erkennen zu geben, daß Sie die Sache, von der er spricht, besser verstehen als er: besonders lassen Sie sichs, wenn Sie vielleicht vielen wahren natürlichen Witz haben, ja niemals einfallen, seine Meynung lächerlich zu machen. Sollte sich ein Fall ereignen, wo,

wie man zu sagen pflegt, sein Verstand ihm stille stünde, und er sich nicht weiter zu helfen wüßte, und er nähme dann seine Zuflucht zu Ihnen, um sich eines guten Raths zu erholen; so besitzen Sie alsdann Klugheit genug, ihm selbigen beyzubringen, daß er es für seinen eigenen Einfall hält. Alsdenn machen Sie das größte Meisterstück der erlaubten Feinheit. Ihren an Geisteskräften ganz schwachen Vorgesetzten, wenn er einen groben Fehler macht, aus bloßen Tücken ganz durchfallen zu lassen, wäre ein zu schlechter Streich, als daß ich nöthig haben sollte, Ihnen denselben besonders abzurathen.

Achter Abschnitt.

Von dem Betragen gegen die Kameraden.

Dieß ist unstreitig diejenige Sache, auf welche Sie Ihre vorzüglichste Aufmerksamkeit verwenden müssen. Böse Gesellschaften verderben gute Sitten; Dis moi qui tu hantes, et je te dirai qui tu es; sind so alte Wahrheiten, daß man sie kaum noch zu wiederholen braucht, und doch leider bringen junge und in die Welt tretende Leute die darin enthaltenen Lehren so selten in Erfüllung.

Wenn Sie noch so gut erzogen, mit dem allerbesten Herzen, und mit allen nur möglichen guten Kenntnissen ausgerüstet in die Welt treten, und Sie kommen in schlechte Gesellschaft, so sind Sie doch, wenn der Himmel nicht ein Wunder an Ihnen thun will, ohne Rettung verloren.

Wundern Sie sich nicht, daß ich, da ich hier von der Gesellschaft mit Offiziers spreche, das schreckliche Wort schlecht brauche, da Sie in derselben billig lauter Leute von Ehre finden sollten. Das Seynsollen und das Wirklichseyn sind aber leider auf dieser Welt sehr oft zwey ganz von ein-

ander unterschiedene Dinge. Schlecht ist, deucht mich, mit Recht alles dasjenige zu nennen, was alles Gute vorsetzlich verdirbt, und unersetzlichen Schaden thut. Was in der Welt thut nun wohl beides in einem höhern Grade, als jene Gesellschaft, vor welcher man sich noch überdieses kaum mit der allergrößten Mühe hüten kann? Vor böser Gesellschaft, die weit unter Ihrem Stande ist, brauche ich Sie nicht zu warnen, denn wenn Sie nicht schon ganz tief gefallen sind, so kann Ihnen diese ohnedieß nie gefährlich werden: nur von der, die sich Ihnen täglich und stündlich darbietet, der Sie nicht ganz entgehen können, nur von der ist hier die Rede. Verzeihen Sie mir also jenen hartklingenden Ausdruck, und seyn Sie ja sehr auf Ihrer Hut, sich nicht in einen Abgrund zu stürzen, aus welchem Sie sich am Ende selbst mit dem besten Willen kaum mehr herausreißen könnten.

Das Gift, was eine solche Gesellschaft über Ihren ganzen moralischen Charakter zu verbreiten im Stande ist, wirkt um deswillen so gefährlich, weil es sich so ganz unvermerkt einschleicht. Derjenige, den es ansteckt, lernt es oft nur alsdenn kennen, wenn seine Krankheit unheilbar gewor-

den ist; sehr oft, niemals, und er wird also so völlig unvermerkt täglich schlechter. Das untrüglichste Zeichen dieses Geist- und sehr oft auch Körperverderbenden Uebels ist eine Abneigung und vorsetzliche Entfernung von aller übrigen Gesellschaft. Der äußerste Grad desselben besteht darin, wenn man erst so weit gekommen ist, daß man es durchaus in keiner guten Gesellschaft mehr aushalten kann. Sobald es mit dem jungen Mann erst dahin gediehen ist, dann ist er ohne alle Rettung verloren.

Mehrentheils ist der junge Offizier, wenn er in sein Regiment kommt, in einer Art von Verlegenheit, an wen er sich wenden soll, und mit wem er eigentlich das, was er nun für seine Hauptbestimmung hält, bewerkstelligen kann, nämlich seine Zeit, deren er einen schönen Theil übrig hat, ohne alle Beschäftigung zu verbrauchen.

Wäre ich gesonnen, etwas über verschiedene allgemeine Verbesserungen, deren der Soldatenstand noch bedarf, zu schreiben, so würde ich hier ein weites Feld vor mir finden, wo sich noch mancherley gute Vorschläge thun ließen. Vielleicht thue ich dieses zu einer andern Zeit; jetzt aber will ich, meinem Plane gemäß, meinen jungen bekann-

ten und unbekannten Freunden zeigen, wie sie sich bey der gegenwärtigen Lage der Dinge zu verhalten haben, damit sie immer so glücklich als möglich seyn können, wozu sie aber fernerhin unfähig wären, sobald sie sich einer recht übeln Führung überließen. Schon in einem vorhergehenden Abschnitte habe ich gezeigt, warum üble Gesellschaft dem jungen Offizier weit nachtheiliger ist, als allen andern jungen Leuten. Mehrentheils ist dem neuen Offizier die Gesellschaft, in welche er tritt, ganz fremd. Anstatt daß man sonst von dem neu Ankommenden, und zwar mit Recht, erwartet, daß er den ersten Schritt zur Bekanntschaft thun solle, so tritt im Soldatenstande fast beständig der entgegengesetzte Fall ein. Ihre Kameraden drängen sich gleichsam zu Ihnen; sie wünschen denjenigen, der nunmehr ein neues Glied der engen Verbindung ist, (die eigentlich in jedem Regiment herrschen sollte, und, wenige Ausnahmen abgerechnet, sich auch mehrentheils darin befindet) sobald als möglich kennen zu lernen. Jene wilden und durch ihr Andenken selbst der gesitteten Menschheit noch Schande machenden Zeiten, wo man sich erst mit der einen Hälfte des Regiments schlagen mußte, ehe sich die zweyte die Mühe nahm, mit

uns Bekanntschaft zu machen, sind, Dank sey es der immer mehr und mehr sich verbreitenden Aufklärung, längst vorbey. Jetzt kann ein sich nur einigermaßen vernünftig betragender Offizier zwanzig Jahre in einem Regiment stehen, ohne daß er ein einzigesmal gezwungen würde, seinen Degen gegen einen seiner Kameraden zu ziehen. Das erste also, was ich Ihnen empfehle, ist eine vernünftige Höflichkeit. Ich wähle das vielleicht sonderbar scheinende Beywort v e r n ü n f t i g mit gutem Fleiß; denn es giebt eine gewisse Art von Höflichkeit, die so nahe an das Unausstehliche oder Kriechende gränzt, daß sie denjenigen, der sie braucht, immer lächerlich macht; und denn auch noch eine andere Art von zudringender Höflichkeit, durch welche man sich fast eben so unerträglich, als durch Grobheit, macht. Beide Abwege suchen Sie ja sorgfältig zu vermeiden; denn haben Sie sich — und wäre es auch wirklich nur durch zu übertriebene Complimente — einmal bey Ihren Kameraden lächerlich gemacht, dann haben Sie schon mehr als halb verlornes Spiel. Unter zehn Menschen in der Welt finden Sie gewiß neune, die lieber über Sie spotten, als daß Sie sich die Mühe geben sollten, Sie auf den rechten Weg

zu

zu weisen. Stimmen Sie sich also so geschwind als möglich in den Ton, der in dem Dienste herrscht, in welchen Sie treten. Dieser ist unendlich verschieden; ja man findet beynahe in jedem Regiment eines und desselben Dienstes, was man einen andern Ton nennt. Dieser Unterschied entspringt mehrentheils aus demjenigen Ton, der in dem Standquartiere herrscht, wo dieß oder jenes Regiment liegt. Bisweilen hat auch ein Chef, der das Regiment lange besaß, und sich viel um dasselbe bekümmerte, den darin herrschenden eignen Ton hineingebracht. Weit auffallender ist indeß dieser Unterschied unter den verschiedenen Truppen der europäischen Mächte, und das bemerkt man nicht eher, als wenn man so, wie ich, in verschiedene Dienste von dem Schicksal ist herumgeworfen worden. Wenn Sie zum Beyspiel bey jeder Kleinigkeit Ihren Kameraden für die erzeigte Gnade danken, sich es zur Gnade ausbitten, die Hand küssen wollen u. d. g. so sind das Ausdrücke, die Sie nur in dem steifen kaiserlichen und denen diesen ähnlichen bayrischen, maynzischen oder anspachischen Diensten brauchen dürfen. In einem jeden andern würden Sie sich damit eben so lächerlich machen, als Sie sich gewiß einen

alten kaiserlichen Premierlieutenant zum unversöhnlichen Feinde machen werden, wenn Sie ihn nicht immer beym dritten oder vierten Worte, Mein Herr Oberlieutenant nennen. Der äußerst höfliche und immer freundliche Sachse erwartet, daß Sie ihn wenigstens zehnmal in einer halben Stunde: Mein Guter, Mein Lieber, Mein Scharmanter nennen. Der allen Zwang hassende Preuße, und der sich ihm ziemlich nähernde Hesse, würde über diese süßen Worte lachen, und ist völlig zufrieden, wenn Sie ihn im Anreden bey seinem Titel nennen. In einem französischen Regiment würde man Sie, vor Zeiten wenigstens, für einen Menschen ohne alle Lebensart gehalten haben, wenn Sie nicht bey Ihrem Eintritt in dasselbe auch dem jüngsten Fähnrich eine Visitenkarte geschickt hätten. Der, einen großen Theil seines Lebens in der Lüneburger Haide zubringende Hannoveraner würde Ihnen hingegen die Karte gewiß wieder zurückschicken, mit der Versicherung, wenn Sie ihm nicht ein ganzes Spiel schicken wollten, so wüßte er mit diesem einzelnen Blatte nichts anzufangen. Alle diese Dinge, wenn sie schon nichtsbedeutende Kleinigkeiten zu seyn scheinen, müssen Sie doch nach der Sitte Ihres Dienstes entweder

vermeiden oder mitmachen, wenn Sie sich nicht bey jeder Gelegenheit der Gefahr, sich lächerlich zu machen, aussetzen wollen.

Mit nur weniger Aufmerksamkeit werden Sie sehr bald bemerken, was auch in dergleichen Dingen in Ihrem Dienst Sitte ist oder nicht. Seyn Sie aber außer den allgemeinen Höflichkeitsbezeugungen anfänglich lieber etwas zurückhaltend, als daß Sie zu vorlaut werden, und gar zu leicht bekannt oder vertraut thun. Es schadet viel weniger, wenn man Sie auch einige Zeitlang für einen Sonderling halten sollte, als wenn eine gewisse Classe Ihrer Herren Kameraden Sie mit dem in der Kunstsprache der Lüderlichkeit so viel ausdrückenden Beynamen eines guten oder fidelen Jungen belegen sollten. Schlagen Sie unter vier Partien, die Ihnen in den ersten acht Tagen von denen sich so gleichsam an Sie hängenden jungen Herren angetragen werden, wenigstens dreye aus. Am Ende wird man Ihnen die Gelegenheiten, Ihr Geld wegzuwerfen, nicht mehr so aufdringen. Vor dem Vorwurf, ein finsterer und nicht umgänglicher Mensch zu seyn, können Sie sich dadurch sehr leicht schützen, wenn Sie sich bey jeder andern Gelegenheit Ihren Kameraden ge-

gefällig und zuvorkommend bezeigen. Wenn es Ihre Umstände nur einigermaßen erlauben, so bitten Sie diejenigen, denen Sie es anmerken, daß sie Ihre Freundschaft blos deswegen suchen, um sich einmal auf Ihre Kosten recht satt essen und trinken zu können, (und von dergleichen Art Menschen finden Sie gewiß in jedem Regiment einige,) lieber zu sich in Ihr Quartier. Es steht alsdenn wenigstens bey Ihnen, den Aufwand so weit zu treiben, als Sie wollen. Anstatt daß, wenn Sie dergleichen Gelage an einem dritten Orte anstellen, Sie nun völlig von jenen abhängen.

Sie werden überhaupt finden, daß diejenigen, die Sie bey Ihrer Ankunft gar nicht aus den Händen lassen wollen, gerade die sind, in deren Händen Sie sich am übelsten befinden würden.

Hüten Sie sich sorgfältig, nicht in den Fehler, den man vorlaut seyn nennt, zu verfallen. Hören Sie die erste Zeit mehr zu, als daß Sie selbst sprechen; dieß ist der sicherste Weg, Ihre Leute kennen zu lernen, und sich keine Feinde zu machen.

Vermeiden Sie besonders, wenn Sie aus einem fremden Dienste kommen, den Fehler, durch welchen sich so mancher junge Franzose dem Deut-

schen unerträglich macht, alles mit dem Dienst, in welchem Sie vorher standen, so wie jener alles mit Paris zu vergleichen, und alles, was davon abweicht, zu verachten.

Setzen Sie sich gleich von dem ersten Tage, an welchem Sie ins Regiment kommen, auf den Fuß, daß man es sich niemals kann einfallen lassen, Sie zum Gegenstand allerhand witziger Einfälle zu machen.

Dazu ist das beste Mittel, wenn Sie, ohne immer finster, wie ein in Gips gegossener Kopf eines griechischen Weisen auszusehen, ernsthaft sind, und sich selbst bey keiner Gelegenheit dergleichen Spöttereyen und Neckereyen erlauben. Das Sprichwort sagt mit Recht: Wie es in den Wald hineinschallt, so schallt es wieder heraus; in dem Tone, wie Sie mit Andern sprechen, wird man immer wieder mit Ihnen sprechen. Sie müssen aber ja diesen Ton schon in den ersten Tagen selbst richtig angeben; denn haben Sie ihn einmal verstimmt, dann ist er sehr schwer wieder rein herauszubringen.

Entziehen Sie sich aber ja nicht der Gesellschaft Ihrer Kameraden gänzlich; sonst hält man

Sie für stolz, und dieß macht unversöhnliche Feinde. Würden Sie der Liebling Ihres Chefs, der Vertraute aller Ihrer Stabsoffiziers, und ein Muster eines guten Offiziers, haben sich aber dabey alle Ihre Kameraden zu Feinden gemacht, so werden Sie sich doch schwerlich lange im Regiment erhalten. Man wird Ihnen das Leben so sauer machen, und Sie auf hunderterley Art so drücken, daß Sie über lang oder kurz doch das Opfer Ihrer Feinde werden müssen. Ich könnte Ihnen zum Beweis dieser Bemerkung mehr als ein Beyspiel erzählen.

Bilden Sie sich nicht ein, daß Sie nothwendig einen Freund im Regiment finden und haben müssen, mit welchem Sie einen solchen Freundschaftsbund schließen könnten, als wie Orest und Pylades gehabt haben sollen. Das Glück, einen solchen Vertrauten zu finden, ist eben so, vielleicht noch seltner, als das, eine Quaterne im Lotto zu gewinnen. Lassen Sie sich damit begnügen, daß Sie hoffen dürfen, von keinem Ihrer Kameraden gehaßt zu werden, und daß Sie darauf rechnen können, daß ein jeder Ihnen Gefälligkeiten erzeigen werde, die Sie ihm bey ähnlicher Gelegenheit nicht versagen würden.

Zeigen Sie sich niemals eigennützig; bezahlen Sie allenfalls lieber, wenn Sie mit Ihren Kameraden zusammengezehrt haben, etwas mehr, als daß Sie um eine Kleinigkeit zu viel sprechen sollten; hüten Sie sich aber, mit demjenigen, dem Sie es einmal abgemerkt haben, daß er sich niemals zu seinem Schaden verrechnet, in irgend eine Art von Geldangelegenheit einzulassen. Vermeiden Sie dieses überhaupt, wenn es möglich ist, völlig. So ist z. B. das Verleihen an Andre, kein so sicheres Mittel sich Freunde zu machen, als das Borgen von Andern ein untrügliches Mittel ist, sich Verdrießlichkeiten zuzuziehen.

Daß dieses wohl zuweilen eine Ausnahme leiden kann, ist natürlich; aber besonders bey Ihrer Ankunft ins Regiment, lassen Sie es sich empfohlen seyn, mit dem Verleihen Ihrer Sachen sehr zurückhaltend zu verfahren. Haben Sie einem Ihrer Kameraden einmal etwas geliehen, so glaubt der andere ordentlich berechtigt zu seyn, es Ihnen abborgen zu können, und nimmt es gewaltig übel, wenn Sie es ihm versagen müssen; anstatt daß gleich der erste, dem Sie sein Ansuchen versagen, ganz ruhig abzieht.

Wenn Sie erst selbst für einen alten Offizier gelten, dann fallen einige von meinen Ihnen hier gegebenen Regeln weg, oder andere ändern sich nach und nach ab.

Lassen Sie sich, so lange Sie noch neu sind, nie in Streitigkeiten ein, die zwischen Ihren Kameraden vorfallen. Ließen Sie sich vielleicht aus natürlicher Güte des Herzens verleiten, in der Hofnung, die Sache beyzulegen, dem einen Theile das wieder zu erzählen, was der andere in Ihrer Gegenwart in der ersten Hitze und Unwillen gesagt hat, so würden Sie Gefahr laufen, daß die beiden sich jetzt streitenden Partien, sobald sie sich wieder versöhnt hätten, einander das wieder erzählten, was sie durch Sie erfahren hätten, und am Ende hätten Sie sich beide Theile zu Feinden gemacht, oder sich wohl gar unangenehme Händel zugezogen.

Ueberhaupt gewöhnen Sie sich an, verschwiegen zu seyn. Mit wahrem Verdruß muß ich es bekennen, diese so löbliche Eigenschaft besitzen die allerwenigsten jungen Offiziers. Vermuthlich kommt dieses daher, weil sie sich von nichts zu unterhalten wissen; daher sind sie ordentlich froh, wenn sie auf der Parade oder auf einer Wacht et-

was erfahren haben, um es sogleich, wie sich das versteht, mit einigen selbstbeliebigen Zusätzen verschönert und verbessert, weiter tragen zu können. Diese unglückselige Sucht, beständig mit Neuigkeiten zu handeln, bringt oft das ganze Corps Offiziers eines Regiments in Zwietracht, oder zerstört alles gesellschaftliche Vergnügen, was man sonst in der Garnison haben könnte. Sie thun also am besten, dergleichen Dinge, sobald Sie sie gehört haben, wo möglich wieder zu vergessen oder wenigstens sie nicht nachzuerzählen.

Doch auch diese Verschwiegenheit, die ich Ihnen so eben empfehle, dürfen Sie ja nicht übertreiben, denn gewiß nichts ist lächerlicher und ein untrüglicheres Zeichen eines sehr schwachen Kopfs, als wenn man immer thut, als hätte man die Geheimnisse aller Kabinette zu bewahren, und daher auf alles, um das man gefragt wird, nur mit Geberden oder kaum verständlichen Worten antwortet, wie ein zum ewigen Schweigen bestimmter Karthäuser.

Fallen Sie auch nie selbst in der größten Vertraulichkeit mit Ihren Kameraden so tief, daß Sie sich niedrige Arten von Neckereyen oder gar Balgereyen, die man kaum den Musketiers gestatten

sollte, erlauben. Sobald eine solche Art von Unterhaltung unter Ihnen einreißt, so hört alle Achtung, die man sich auch bey der innigsten Freundschaft immer schuldig ist, gleich auf, und ohne wechselsweise Achtung dauert auch die Freundschaft gewiß nicht lange. Man kann sich zärtlich lieben, allen steifen Zwang aus seinem Umgange verbannen, und sich dabey doch immer mit Anstand und Höflichkeit begegnen. Alles Balgen mit Händen und Stöcken unterlassen Sie gänzlich; dieß ist höchstens ein Spas, den man Postillonen oder Bootsknechten verzeiht; der aber in den Augen eines jeden vernünftigen Menschen, wär er auch nicht Soldat, den Stand des Offiziers gewaltig herabsetzt.

Bloße Spiel- und Trinkgesellschaften vermeiden Sie gänzlich; Sie können dabey nie wahres Vergnügen, aber sehr oft außerordentlich viel Verdrüßlichkeiten haben.

Lassen Sie sich nie merken, wenn Sie vielleicht besser erzogen, gründlicher unterrichtet, und überhaupt besser ausgebildet worden sind, als der größte Theil Ihrer übrigen Kameraden, daß Sie dieselben übersehen. Im Gegentheil, wenn Sie glücklich genug sind, wirklich alle diese Vorzüge

vor Ihnen zu besitzen, so helfen Sie selbigen, wenn sich die Gelegenheit dazu findet, auf eine bescheidene Art mit Ihrem guten Rath. Dieß wird Ihnen Liebe und Achtung erwerben.

Je kleiner die Garnison ist, in welcher Sie stehen, je mehr müssen Sie mit Ihren Kameraden leben, und desto sorgfältiger müssen Sie es sich angelegen seyn lassen, immer auf einem guten Fuß mit ihnen zu stehen. Verlangen Sie nie zuviel von denselben. Wenn Sie mit lauter Genies, die dem verewigten Kleist gleich kommen, leben wollten, dann würden Sie freylich in den allermeisten Regimentern Ihre Zeit ohne alle Gesellschaft zubringen müssen. Aber ohne solche seltne Geistesgaben zu besitzen, kann man ein sehr rechtschaffener Mann, ein brauchbarer Offizier, ein treuer Freund, und ein angenehmer Gesellschafter seyn. Ein edles Herz, eine muntre Laune, und einige Kenntnisse, sind alles, was erfoderlich ist, um unter Ihren Kameraden einen angenehmen und in allem Betracht guten Gesellschafter zu finden: und an solchen Männern, die das alles besitzen, fehlt es, dem Himmel sey Dank, jetzt in keinem Dienst, und wohl in keinem Regiment.

Affektiren Sie nie, besonders aber so lange Sie noch sehr jung sind, den Gelehrten machen zu wollen: Sie müssen sich durchaus auch zuweilen einige Stunden mit einer Gesellschaft zu behelfen wissen, in welcher die Musen nicht erscheinen können.

Gehen Sie mit dem reichen und mit dem unbemittelten Kameraden auf gleichen Fuß um; zeigen Sie jenem nicht, daß Sie seine Gesellschaft deswegen mehr suchen, weil Sie vielleicht hier und da eine gute Mahlzeit oder ein anderes Vergnügen von ihm zu erhaschen hoffen, und dem ärmern lassen Sie es nie merken, daß Sie sich deswegen von ihm entfernt halten, weil Sie das nicht von ihm erwarten können.

Findet sich in dem Regiment, in welchem Sie dienen, ein an Geisteskräften sehr schwacher Mensch, so suchen Sie ja nicht, an ihm zum Ritter zu werden: über einen Schwachkopf sich lustig zu machen, ist eine eben so schlechte Kunst, als einen an Händen und Füßen vom Schlage gerührten im Faustkampf zu überwinden. Sie machen sich den Menschen zum Feinde, und verlieren selbst in den Augen Ihrer vernünftigen Kameraden.

Von zänkischen und unverträglichen Leuten ziehen Sie sich ganz zurück: besonders vermeiden Sie mit ihnen alles Trinken und Spielen. Können Sie es aber schlechterdings nicht vermeiden, mit einem so unglücklich gestimmten Menschen etwas zu thun zu haben, so geben Sie ja nicht zur Unzeit nach, sonst setzt er Ihre Geduld auf noch härtere Proben. Ihre Meynung ist gut dabey. Sie hoffen durch Ihre Nachgiebigkeit allem Streit mit ihm auszuweichen. Aber Sie betrügen sich. Durch Fermetät würden Sie vielleicht allen Verdruß abgelenkt haben, oder es wäre doch eine leicht vorübergehende Kleinigkeit daraus erfolgt, und auf alle Fälle hätten Sie in der Folge von der Seite auf immer Ruhe gehabt. Allein haben Sie zur Unzeit nachgegeben, so kann ein sehr weitläuftiger und verdrüßlicher Handel durch fernere Zudringlichkeiten von einem solchen Zänker für Sie entstehen.

Neunter Abschnitt.

Von der Art mit den Untergebnen umzugehen.

Glauben Sie ja nicht, daß Ihr Betragen gegen diejenigen, die unter Ihren Befehlen stehen, eine ganz gleichgültige und unbedeutende Sache sey. Es werden diese zwar freylich wohl mehrentheils das, was Sie ihnen zu befehlen berechtigt sind, immer thun müssen: aber unter der Art, wie es gethan wird, ist ein gewaltiger Unterschied.

Lesen Sie die Geschichte aller der Männer, die sich durch große Thaten im Kriege berühmt gemacht haben, und Sie werden finden, daß immer diejenigen die größten und gefährlichsten Unternehmungen am glücklichsten ausgeführt haben, die die große Kunst verstanden, sich bey ihren Untergebenen, und besonders bey dem gemeinen Mann, Liebe, Achtung, und ich möchte wohl sagen Freundschaft zu erwerben.

Hätte der ewig unvergeßliche Friedrich noch mehr persönliche Tapferkeit, noch ausgebreitetre

Kenntnisse der Kriegskunst besessen, und er wäre weniger von seinen Leuten geliebt und gleichsam angebetet worden, nimmermehr hätte er das mit seiner Armee ausgeführt, was er wirklich that, und was man sehr oft für Wunderwerke halten mußte.

Was im Großen wahr ist, das ist auch immer verhältnißmäßig eben so wahr im Kleinen. Ein Regiment, das seinen Anführer recht liebt, thut gewiß mehr, als zwey andere, wo dieß nicht der Fall ist. Daß ein einziges Regiment, ja oft nur ein Bataillon, und bey der Cavallerie vielleicht nur eine Eskadron, die von so einer Gesinnung belebt, und durch einen solchen Mann geführt wird, einen großen Ausschlag geben kann; davon werden Sie sich, wenn Sie die Geschichte und besonders die des siebenjährigen Kriegs mit Aufmerksamkeit lesen, sehr leicht überführen. Wenn Ihr Untergebener Sie blos fürchtet und nicht liebt, so wird er nie mehr thun, als das, wozu ihn Ihr Stock zwingen kann, und dieß ist in vielen Fällen sehr wenig. Es ist leicht, den freygebornen Menschen durch Schläge zur Maschine zu machen; aber es ist unmöglich, von dem bis zur Maschine herabgestumpften Menschen so viel oder gar mehr zu

erwarten, als man von einem mit gutem Willen, ruhiger Ueberzeugung und aus eignem freyem Antriebe handelnden Manne hoffen kann.

Vergessen Sie also ja nicht, daß der gemeine Mann gerade ein solches Geschöpf ist, wie Sie; den eben solche Leidenschaften beseelen; dem das Verlangen, glücklich zu seyn, eben so gut angeboren ist, wie Ihnen, und der ein eben so richtiges Gefühl von Recht und Unrecht hat, als wie Sie auch haben. Bedenken Sie beständig, daß in unserm Stande der gemeine Mann eigentlich immer die Hauptrolle spielt, und daß, wenn die Rollen zum großen Trauerspiele der Schlacht, oder die zum Lustspiel auf dem Manöverplatz einmal ausgetheilt sind, die gute Aufführung des Stücks alsdann blos von ihm abhängt. Lassen Sie den ersten Feldherrn die allerkünstlichste Stellung nehmen, seinen Angriff nach allen Regeln der Kunst einrichten; wenn der gemeine Mann nicht recht anbeißen will, so wird sich der Feldherr mit aller seiner Kunst gewiß keine Lorbeern erringen.

Viel leichter wird der gute Wille des Gemeinen und seine daher entstehende, oft unbegreifliche Tapferkeit einen begangenen Fehler des Generals wieder gut machen. Der einzige Ueberfall bey

Hoch-

Hochkirchen; wo blos der die Preußen belebende Geist, der sich in keine Armee und in kein Regiment einprügeln läßt, den Oesterreichern den schon erfochtenen Sieg, so zu sagen, wieder aus den Händen riß, sey zum Beweise dieser meiner Behauptung angeführt.

Eben so geht es verhältnißmäßig auf dem Exerzier- oder Manöverplatze; wann die Leute gar nichts mehr mit Lust und gleichsam in der Absicht, ihrem Commandeur eine Freude zu machen, thun, so wird es immer schlecht gehn. Sie können hundert Stöcke in dem Bataillon entzweyschlagen lassen, und Sie werden doch keinen rechten raschen und lebhaften Grif herausbringen.

Es ist so erstaunend leicht, sich beym gemeinen Manne Liebe zu erwerben! Denn, einige wenige unglückliche Ausnahmen abgerechnet, ist der gemeine Soldat das beste, treueste und gutmüthigste Geschöpf von der Welt. Geben Sie sich nur die Mühe, ihn kennen zu lernen, und richten Sie Ihre Behandlung immer darnach ein, so werden Sie diese Wahrheit bald bestätigt finden. Sie werden sich reichlich für diese kleine Mühe belohnt sehen; sie wird Ihnen sehr bald, den, der aus Muthwillen und Bosheit Ihre Befehle über-

tritt, von demjenigen unterscheiden lernen, der aus Leichtsinn, Uebereilung, Unverstand, oder gar aus Schwachheit fehlt. Die kürzeste und sicherste Art, den gemeinen Mann kennen zu lernen, ist, wenn man sucht, sein Zutrauen zu gewinnen; und das können Sie nicht besser, als wenn Sie oft und viel mit ihm sprechen. Zeigen Sie ihm nie einen ihn zurückschreckenden Stolz, im Gegentheil lassen Sie sich immer so viel als möglich zu ihm herab; verdammen Sie ihn nie ungehört; strafen Sie ihn nie aus Laune oder mit Grausamkeit, thun Sie ihm nie Unrecht, und hätten Sie sich ja einmal in der Hitze übereilt, (ohnerachtet ich diese keinem Menschen weniger verzeihe, als dem Offizier; denn wenn der auf dem Exerzierplatz oder auf der Stube den Kopf schon verlieren kann, was soll da in dem Getümmel der Schlacht aus ihm werden?) so sagen Sie es ihm unter vier Augen, Sie sähen ein, daß Ihnen das, wovor auch der allergrößte Mann nicht immer sicher ist, begegnet sey, daß Sie sich nämlich übereilt hätten; dieß wird Sie in ein solches Ansehen bey ihm setzen, daß er Sie nun doppelt hochschätzt. Quälen Sie ihn nie mit ewigen Vorwürfen, oder Stundenlangem Vorpredigen: wenn

Sie ihn haben strafen müssen, so zeigen Sie ihm gleich wieder, daß Sie schon alles vergessen haben, und tragen Sie ihm den begangenen Fehler nicht nach. Haben Sie ihm etwas zu verweisen, so richten Sie Ihren Vortrag so kurz als möglich ein, denn er nimmt lieber ein paar Hiebe mit, als daß er eine lange Bußpredigt mitanhört. Enthalten Sie sich besonders bey solchen Gelegenheiten aller niedrigen Schimpfwörter; nichts bringt den gemeinen Mann mehr auf, vorzüglich den guten und wirklich edeldenkenden: und an dem schon ganz schlecht gewordenen verschwenden Sie ohnehin auf die Art Ihren Athem ohne allen Nutzen. Sprechen Sie nicht beständig in einem zürnenden und scheltenden Ton mit ihm, sonst wird er auch diesen bald gewohnt, und in kurzem machen Sie sich durch Ihr beständiges Schelten und Lärmen gar lächerlich bey ihm.

Helfen Sie ihm, wo Sie nur können; erleichtern Sie ihm, wenn es nur immer möglich ist, die Mühseligkeiten seines Standes, deren es wahrlich nicht wenige giebt; wenn Sie ihm alsdann einmal begreiflich machen, daß Sie jetzt dieses oder jenes von ihm verlangen müssen, so wird

er sich um desto lieber und mit mehrerem Fleiße anstrengen, Ihre Befehle zu erfüllen.

Sie werden bey mehr als einer Gelegenheit sehen, wie treu Sie der gemeine Mann zu lieben, und was er alles für Sie zu thun im Stande seyn kann. Wenn Sie zum Beyspiel schwer blessirt, von allen Menschen, von Ihren treuesten Freunden, von Ihrem leiblichen Bruder verlassen, auf dem Schlachtfelde liegen; so wird er, noch mit Gefahr seines Lebens, Ihnen Hülfe leisten. Er wird sich nicht einen Augenblick besinnen, alsdann vielleicht seine ganze irdische Habseligkeit, sein letztes im Tornister habendes Hemde hinzugeben, und es mit Freuden zerreißen, um Ihre Wunden zu verbinden. Er wird täglich und stündlich sein Leib und Leben wagen, um das Ihrige zu schützen; er wird Ihnen, wo er nur kann, mit Aufopferung seiner Ruhe und Kräfte, alle nur mögliche Bequemlichkeiten zu verschaffen suchen; kurz, er wird Ihnen beweisen, daß er wirklich das ist und seyn kann, was man sich unter einem Freunde zu denken pflegt, wovon unter Vornehmen so viel gesprochen wird, ohne auch nur das allergeringste davon in Erfüllung zu bringen. Und einem solchen edlen Manne könnten und wollten Sie recht

muthwillig seine ohnehin nicht sehr angenehme Bestimmung erschweren, ihm Verachtung zeigen, oder ihn gar mit einer Härte behandeln, die man höchstens von einem Stockknecht oder Zuchtmeister erwartet? Dieß kann und mag ich von einem vernünftigen, geschweige denn von einem edeldenkenden Manne gar nicht erwarten. Ich schmeichle mir noch immer, daß diejenigen Offiziers, die sowohl ihre eigene, als die Würde des Standes, in welchem sie sich befinden, dadurch so schändlich herabsetzen, daß sie ihre Untergebenen nicht anders zu behandeln wissen, als wie der Plantagen-Aufseher auf den Zuckerinseln seine Negersklaven, blos deswegen in diesen die Menschheit entehrenden und dem Dienste allemal nachtheiligen Fehler verfalleu, weil sie sich nie die Mühe gaben, nur ein einzigesmal diese meine eben gemachte Bemerkung anzustellen.

Dank sey es dem gütigen Himmel, daß jene barbarischen Zeiten, in denen einige Offiziers in manchen Diensten mehr das Handwerk eines Dieners der strafenden Gerechtigkeit, als das eines Offiziers trieben, jetzt fast gänzlich vorüber sind! Ich erinnere mich noch mit Schauder an einige Auftritte dieser Art, von denen ich Augenzeuge

war, und es kostet mich Ueberwindung, die Namen solcher in Offiziersuniform gekleideter Henkersknechte nicht noch hier öffentlich zu brandmarken.

Ich hoffe nicht, daß ein einziger von denen, die diese wenigen Blätter in die Hand nehmen werden, so tief unter die Menschheit herabsinken könne, daß er jenen abscheulichen Geschöpfen ähnlich werden sollte. Zum Glück können solche zu einem ganz andern Beruf, als zum Offizier, eigentlich geborne Menschen jetzt nicht viel Schaden mehr thun, weil weise Verfügungen ihrer niedrigen Grausamkeit beynahe überall sehr enge Grenzen gesetzt haben. Sollten Sie, meine liebenswürdigen jungen Freunde, jedoch noch einen solchen, die menschliche Gestalt gleichsam entehrenden Wüthrich finden; so fliehen Sie ihn wie die Pest: er ist, er stehe auf welcher Stufe er wolle, ein nichtswürdiges und der menschlichen Gesellschaft schädliches Geschöpf.

Bey keiner Gelegenheit müssen Sie jemals eine Art von Parteylichkeit zeigen: dieß ist zwar freylich viel leichter gesagt als gethan. Es ist uns angeboren, in unsern Freundschafts- oder Gunstbezeugungen, ohne oft selbst einen Grund dafür

angeben zu können, einen Unterschied zu machen. Schon das Kind, das noch kaum alle seine Sinne recht zu brauchen im Stande ist, wird, wenn es zwey Gesichter zugleich sieht, ohne alle weitere Veranlassung dem einen freundlich entgegen lächeln, und das andere hingegen nicht anders als mit Widerwillen oder gar mit Schreyen ansehen können. Eben so geht es uns, wenn wir zwey uns völlig unbekannte und mithin ganz gleichgültige Menschen in einem Streit, oder auch nur am Spieltisch, oder gar in Lebensgefahr sehen. Da werden wir, ohne uns einen Grund angeben zu können, für den einen zum Nachtheil des andern Wünsche thun. Wie sollte es also möglich seyn, daß man Leute, die man so genau kennt, die so außerordentlich von einander unterschieden sind, wovon der eine alles Mögliche thut, um unsern Beyfall zu erhalten, während sich der andere ordentlich Mühe zu geben scheint, sich uns unangenehm und verhaßt zu machen, ohne allen Unterschied behandeln könnte? So schwer indessen, wie ich hier selbst bekenne, es allerdings ist, keine Partheylichkeit zu zeigen; so höchst nothwendig bleibt es doch, daß Sie alle nur mögliche Mühe anwenden, den Anschein derselben zu vermeiden. Daß

ein hübscheres und jugendlicheres Gesicht mehr bey Ihnen gelte, als ein altes und schon etwas verblühtes; daß Sie einem großen Kerl mehr nachsehen, als einem kleinern, ist vorzüglich etwas, was Sie dem gemeinen Mann nie zeigen müssen; denn nichts macht Sie bey selbigem verhaßter, als diese Art von Vorliebe.

Lassen Sie sich daher nie die Mühe verdrießen, alle vorfallende Streitigkeiten oder andere eine Abänderung oder Bestrafung verdienende Sachen selbst genau zu untersuchen. Nichts in der Welt schmerzt mehr, als ungehört verdammt zu werden; nur der schon ganz verworfene Mensch, an dem ohnehin alle Strafe vergebens ist, bleibt gleichgültig, wenn er ohne alle weitere Untersuchung bestraft wird. Trauen Sie nie ganz allein dem, was Ihnen durch einen Dritten, sey es wer es wolle, von dem gemeinen Manne gesagt wird. Auch in einer Compagnie giebt es, wie an dem größten Hofe, immer Factionen und Parteyen. Der Feldwebel oder Wachtmeister (den allerbesten nicht ausgenommen, denn der bleibt ja auch immer ein Mensch) hat, so wie jeder Unteroffizier, gemeiniglich seine Günstlinge, denen er bey jeder Gelegenheit gern durchhilft, so wie er hingegen dem andern

weniger begünstigten auch nie das allergeringste nachsieht, sondern ihn bey jeder Gelegenheit noch mehr zu verkleinern sucht. Gewöhnen Sie nun einmal den Mann, durch den Sie eigentlich alles, was in der Compagnie vorgeht, erfahren sollen, dazu, daß Sie ihm stets ohne alle weitere Untersuchung glauben, auch wohl gar nach seinem unmaßgeblichen Vorschlag entscheiden: so werden Sie gewiß sehr oft irre geführt, und mit dem besten Willen doch sehr häufig dem Unschuldigen Unrecht thun. Ein so blindes und eigentlich nur immer aus zu großer Bequemlichkeitsliebe entstehendes Zutrauen hat mancherley sehr üble Folgen. Es verdirbt erstlich sehr oft denjenigen, der Ihnen Meldungen zu thun hat; er mißbraucht Ihr Zutrauen, wird nachläßig, und beherrscht die Compagnie oft ganz despotisch. Zweytens befördern Sie das Unglück dessen, der nun einmal der Gegenstand seines Hasses geworden ist, ganz unausbleiblich. Denn welche Geduld oder Fühllosigkeit mag es aushalten, immer als der Stifter aller vorfallenden Ungezogenheiten angeklagt, oder vielleicht gar darum bestraft zu werden? Ein solcher Mensch wird und muß endlich so schlecht werden, als man ihn schildert; er desertirt, oder wird so recht stufenweise von einer kleinen Aus-

schweifung bis zum größten Verbrechen hingebracht, und büßt die Feindschaft desjenigen, der ihn um seinen guten Ruf brachte, und Ihre Nachläßigkeit vielleicht zuletzt mit dem Verluste seiner Freyheit oder gar seines Lebens. Wenn wir die Lebensgeschichte so manches Unglücklichen, der auf dem Schaffot sein Leben der Gerechtigkeit zum Opfer darbringen mußte, genau durchsuchten, so würden wir sehr oft finden, daß nur dergleichen Behandlungen ihn endlich so weit gebracht haben. Drittens ist dieß der sicherste Weg, Ihre ganze Compagnie zu verderben. Merken die Leute einmal, daß es ein paar solche Unglückliche unter ihnen giebt, die immer alles gethan haben müssen; so wagen sie manche sträfliche Handlung in der sichern Ueberzeugung, daß auf sie gewiß kein Verdacht kommen werde: man schiebt, wenn die Sache ja zur Sprache kommt, sie gleich auf den nun einmal öffentlich anerkannten Sündenbock; der muß es gethan haben, und sie als die wahren Thäter kommen durch. Besonders kann dieß zu Diebereyen Gelegenheit geben. Ich habe verschiedene Vorfälle erlebt, daß Leute, die man einmal im Verdacht der Dieberey hatte, über Dinge, die von Andern waren gestohlen worden, auf das fürchterlichste ge-

mißhandelt worden sind. Auf diese Art kann es dann nicht fehlen, daß sich alle gute Zucht nach und nach aus Ihrer Compagnie, und zuletzt aus dem ganzen Regiment verliert.

Meiner Meynung nach liegt gerade darin einer der größten und wesentlichsten Vorzüge des Soldatenstandes vor allen andern, daß der Offizier, wenn er sichs will angelegen lassen, in demselben die meiste Gelegenheit hat, einen auf dem Irrwege wandelnden, oder einen oft schon halb verdorbenen Menschen wieder zurechtweisen und bessern zu können. Glauben Sie mir's, es ist ein wahres seliges Vergnügen, wenn man sich selbst das Zeugniß geben kann, einen seinem Verderben sich nähernden Mitbruder (und das bleibt der gemeine Mann in Ihren Augen doch wohl auch?) von seinem gänzlichen Untergange gerettet zu haben. Wenn ich, wie ich schon gesagt habe, mich noch einmal entschließen sollte, über verschiedene im Militär noch herrschende äußerst nachtheilige Mißbräuche etwas zu schreiben, so werde ich mich weitläufiger über die Art, fehlerhafte Leute zu bessern, erklären. Bis jetzt habe ich bey meinen aufmerksamen Beobachtungen immer gefunden, daß alle Menschen (nur die, welche erst so schlecht geworden sind, daß sie recht un-

verschämt lügen können, ausgenommen) der Besserung fähig sind, und daß, wenn es nicht geschieht, nur immer die unrechte Art, sie zu behandeln, die Ursache davon ist, daß dergleichen Unglückliche zu erbärmlichen Sklaven werden, oder gar in die Hände des Henkers fallen.

Was für ein weites Feld von Zeitvertreib, über dessen Mangel so mancher Offizier klagt, kann es ihm nicht geben, wenn er sich bemühet, seine Untergebenen so kennen zu lernen, wie ein vernünftiger Vater seine Kinder kennen soll. Seyn Sie ja gegen diejenigen, die Ihre Zuneigung dadurch zu gewinnen suchen, daß sie Ihnen beständig alles Nachtheilige, was sie nur erfahren können, von ihren Kameraden wieder erzählen, äußerst mißtrauisch. Die Erfahrung hat mir gezeigt, daß alle Menschen, wes Standes und Würden Sie immer seyn mögen, die das Handwerk eines Spions und Rapporteurs treiben, ohne alle Ausnahme schlechte Kerls sind. Selbst derjenige Unteroffizier, der Ihnen beständig alle vorfallende Kleinigkeiten in einem verhaßten Lichte vorstellt, ist gewiß der schlechteste ihrer Compagnie oder Eskadron. Er will Ihnen dadurch glaubend machen, daß er sehr thätig und aufmerksam sey:

aber geben Sie nur genau auf ihn Achtung, und Sie werden sehr bald finden, daß er ein Taugenichts ist, der, sobald er nicht bemerkt zu werden glaubt, die lüderlichsten Streiche begeht.

So lange ich noch Compagnieen oder Eskadrons kommandirte, verbot ich, um das, was man Fuchsschwänzerey nennt, aus denselben herauszubringen, allen Unteroffiziers, nur den Feldwebel oder Wachtmeister ausgenommen, wenn ich sie anders als ehrliche Leute kennen lernte, mir jemals ungefragt etwas von einem Gemeinen zu erzählen. Es versteht sich von selbst, daß dieß Verbot über Dinge, die, dem Dienste gemäß, gleich gemeldet werden müssen, sich nicht erstreckte.

Wenn man sich nur ein wenig um den gemeinen Mann und um seine Aufführung selbst bekümmern will, so lernt man ihn am besten und am geschwindesten kennen. Mir ist diese Beschäftigung immer eine außerordentlich angenehme Unterhaltung gewesen; weil ich den gemeinen Mann wirklich sehr liebe, und diese Klasse von Menschen bis jetzt noch immer als die edelste und unverdorbenste von allen gefunden habe.

Viele junge, und auch zuweilen schon lange gediente Offizers, haben oft eine ganz sonderbare

und sehr irrige Art, die Leute zu beurtheilen. Ein junger, recht windiger Kerl, der sich beständig mit seinen Wirthsleuten zankt, im Bierhause das große Wort führt, auf Urlaub Ungezogenheiten und Schlägereyen anfängt, lieber müßig geht als arbeitet, heißt bey ihnen ein rechter braver Soldat. Glauben Sie mir nur, Sie irren sich ganz gewaltig. Der nämliche Windbeutel, der immer im Bier- und Brandtweinhause den Helden macht, auch wohl vielleicht einmal einen unbewafneten Bauer zusammenhaut, ist gewiß der erste, der, wenn es einmal auf seine wirkliche persönliche Bravour ankömmt, Sie verläßt und wegläuft. Nur der ist ein guter, braver, und in meinen Augen achtenswürdiger Soldat, der bey jeder Gelegenheit seine Schuldigkeit (und darunter werden Sie doch wohl hoffentlich das vernünftige und sittliche Betragen gegen andere Menschen mitrechnen) nach seinen Kräften thut. Ein ordentlicher Mensch, vorzüglich der ein guter Wirth ist, und gern arbeitet, ist gewiß ein Soldat, auf den Sie sich bey jeder Gelegenheit sicher verlassen können. Einen solchen Menschen kränkt es natürlicherweise sehr, und verdirbt ihn wohl gar, wenn er sieht, daß ihm ein anderer unordentlicher und lüderlicher Mensch von

seinem die Sache ganz falsch beurtheilenden Offizier bey jeder Gelegenheit vorgezogen wird.

Eben so haben viele Offiziers der Cavallerie das so ungegründete als wirklich unglückliche Vorurtheil, denjenigen Reiter, der, wie man zu sagen pflegt, für sein Pferd fouragirt, auf gut deutsch, Futter stiehlt, für einen tüchtigen und viel auf sein Pferd haltenden Reiter zu schätzen. Ich will Ihnen aber sagen, was er eigentlich ist. Er ist ohne Frage der schlechteste Reiter Ihrer Eskadron, der das Futter, was er für sein Pferd eigentlich bekömmt, verkauft, und nun anderes stiehlt; aller guten Ordnung zuwider die meisten Nächte außerhalb seinem Quartier zubringt, und bey dieser Gelegenheit das Diebeshandwerk recht gleichsam methodisch erlernt. In sehr kurzer Zeit wird er gewiß auch andere Dinge, nicht mehr blos aus Liebe zu seinem Pferd, stehlen. Ich rathe Ihnen daher, strafen Sie dergleichen Exzesse beym erstenmale ja gleich auf das schärfste, sonst wird Ihre Eskadron zwar sehr viel ausgezeichnet dicke Pferde haben, aber gewiß eine Menge lüderlicher Leute. Nicht zu gedenken, daß Sie, wann, wie es unvermeidlich ist, über dergleichen Exzesse oft Klagen geführt werden, sich eine Menge Verdrüßlichkeiten zuziehn.

Setzen Sie ferner ein gerechtes Mistrauen auf alle diejenigen Leute, die Desertionskomplotte oder andere begangene grobe Exzesse freywillig angeben. Sehr irrig hält man dieß oft für ein untrügliches Zeichen der Besserung. Die meiste Zeit und fast immer ist es ein Zeichen eines ganz verdorbenen Menschen, dem auch das letzte Verdienst, was man sogar manchem groben Verbrecher nicht absprechen kann, Entschlossenheit und Muth, fehlt. Ich habe davon mehr als ein Beyspiel gesehen.

Lassen Sie sich ferner ja nicht merken, daß Sie am liebsten Ihre über den gemeinen Mann in Händen habende Gewalt alsdenn brauchen, wenn Sie von andern Leuten bemerkt werden. Dieß ist ein Fehler, in welchen die jungen Offiziers sehr leicht und oft verfallen, und der wahrscheinlicherweise einem gewissen alten deutschen Dichter, der eine sehr lächerliche, leider nur zu oft wahre Beschreibung manches jungen Offiziers macht, die Veranlassung gab, sein Gedicht mit diesen Worten zu schließen: „Wenn er sich zeigen „will, fängt er zu prügeln an.“ Bey Ihren Untergebenen macht Sie dieß verhaßt, und in den Augen aller vernünftigen Menschen verächtlich. Glauben Sie überhaupt nicht, daß man, ohne

im-

immer zu prügeln, oder wenigstens wie ein vom Teufel Besessener zu lärmen und zu schreyen, kein guter Offizier seyn könnte. Die Leute gewöhnen sich sehr bald auch an dieses Toben, und fangen an, anstatt sich dafür zu fürchten, Sie auszulachen.

Besonders enthalten Sie sich des Schlagens beym Anweisen des Exerzirens, und vorzüglich, wenn Sie noch mit Rekruten zu thun haben. Derjenige Lehrer, der sehr bald in Hitze geräth, versteht entweder die Sache, die er anweisen soll, selbst nicht, oder es fehlt ihm wenigstens die zu einem guten Lehrer so unentbehrliche Gabe, sich deutlich und faßlich auszudrücken. Ist diese Hitze ein wirklicher Naturfehler, so setzt Sie diese, so lange sie dauert, ohnehin außer Stand, etwas Nützliches zu leisten, so gut wie jeder Fieberparoxysmus, Sie gewiß verhindert, irgend ein Geschäft mit gehöriger Ordnung zu betreiben. Sie müssen also, wenn Sie ein so leicht in Fieberhitze zu bringendes Blut haben, selbiges durchaus ruhig zu machen suchen; denn ich habe Ihnen schon gesagt, daß dieser seelenkranke Zustand niemanden nachtheiliger werden kann, als dem Offizier, weil ihm seine Geschäfte, die immer ununterbrochen

fortdauern müssen, auch nicht einen Augenblick Zeit lassen, sich wieder zu besinnen und zu sich selbst zu kommen. Stellen Sie sich vor, was aus einem Corps werden sollte, dessen Commandeur jeden Augenblick in Gefahr stünde, in einen solchen nicht weit von Tollheit entfernten Zustand zu verfallen. Sehr oft ist diese Hitze gar nur Affektation, weil man glaubt, es nehme sich sehr gut aus, wenn man eifrig thue. Die armen Rekruten bekommen mehrentheils deswegen die meisten Hiebe, weil demjenigen, der sie anweist, die Zeit dabey zu lang wird; denn sonst würden Sie sehr leicht bedenken, daß Sie mit Schlägen wenig oder gar nichts ausrichten können. Dumme oder an Begriffen sehr schwache Leute machen Prügel gewiß nicht klüger; fühllose machen sie noch verstockter; furchtsame bringen sie aus aller Fassung: sie sind also höchstens nur dazu zu brauchen, um einen Schläfrigen oder aus Unachtsamkeit oft Fehlenden aufzuwecken oder gleichsam zusammenzunehmen. Ihr Stock muß, wenn Sie vor der Compagnie stehen, und selbige exerziren wollen, in Ihrer Hand das seyn, was bey dem guten Bereiter die Sporen sind, die dieser blos braucht, um dem schon zugerittenen Pferde, wenn es sich vernach-

läßigt, oder nicht gehörig zusammennimmt, eine regelmäßige Hülfe damit zu geben. So wie ich nun dem Reiter, von dem ich sähe, daß er einem noch jungen und völlig rohen Pferde alle Augenblicke mit den Sporen in die Seite führe, dieselben gewiß, nachdem ich ihm sein unvernünftiges zweckwidriges Betragen ernstlich verwiesen hätte, abnehmen würde; eben so möcht' ich immer einem Offizier oder Unteroffizier den Stock aus den Händen reißen, wann ich sehe, daß er selbigen beym Rekrutenexerziren braucht. Unermüdete Geduld, ununterbrochene Aufmerksamkeit, und die Kunst, sich in einem dem Rekruten verständlichen Tone auszudrücken, genaue Kenntniß desjenigen, was man anweisen will; das sind die sichersten und einzigen Mittel, wie man Rekruten dressiren kann. Es würde mich hier zu weit von meinem Zwecke führen, wenn ich weitläuftig darthun wollte, auf was für Art man eigentlich am leichtesten dem Rekruten das Exerziren beybringen kann. Ich will dieses bis dahin verschieben, wo ich vielleicht bey einer andern Gelegenheit mehr von verschiedenen zu verbessernden Fehlern des Militärs sagen werde. Hier will ich Ihnen nur noch das sagen, daß, wenn Sie besonders Cavallerierekruten oder

junge Remontepferde dressiren müssen, und dabey mehr den Stock oder die Peitsche als Ihren Kopf brauchen wollen, Sie sehr bald eine Eskadron von Schindmähren und von furchtsamen, ungeschickten und vielleicht auf Lebenszeit unbrauchbaren Reitern erschaffen werden.

Wenn Sie sich dem gemeinen Mann im Dienst immer ernsthaft zeigen; außer demselben freundschaftlich und gut mit ihm umgehen; wenig befehlen, über dem Befohlnen aber beständig streng halten, und vorzüglich bey jeder Gelegenheit ihm mit gutem Beyspiele vorgehen, so werden Sie gewiß äußerst selten nöthig haben, ihn mit Schlägen zur Erfüllung seiner Schuldigkeit anzuhalten. Besonders bitte ich Sie, so lange Sie noch sehr jung sind, dieses Mittel äußerst selten zu brauchen. Es schmerzt den gemeinen Mann tief, wenn er leiden muß, daß ihn derjenige, der sein Sohn seyn könnte, prügelt. Die meisten fremden Zuschauer, die diesen, ich möchte fast sagen, die Menschheit empörenden Anblick mit ansehen, glauben gewiß, Sie thäten es blos, weil Sie die Ihnen vom blinden Schicksal anvertraute Gewalt zeigen wollen; sie lachen über Sie, und bedauern, daß ein unter den Waffen vielleicht grau gewordener Mann sich so

von Ihnen muß behandeln lassen. Ihre vernünftige Vorgesetzten untersagen es Ihnen, wenn Sie es oft thun, zuletzt vielleicht gar auf eine nicht sehr angenehme Art.

Suchen Sie ja nicht etwa, wie dieses leider auch mancher junge Offizier so gern thut, aus einem gemeinen Soldaten einen sogenannten Lustigmacher oder Spasvogel zu machen. Dieses an sich sehr mißliche Handwerk kleidet niemand weniger, als den Soldaten. Leiden Sie es also durchaus nicht, daß sich dieser bis zum Hanswurst erniedrigt. Glücklicherweise nimmt dieser Uebelstand immer mehr und mehr in der vernünftigen Welt ab; und seitdem die großen Herren keine öffentlich dafür erkannte Hofnarren mehr halten, brauchen auch die Tambours nicht mehr wie sonst erklärte Lustigmacher zu seyn; auch diese dürfen jetzt, ihres bunten Rocks ohnerachtet, sich wie andere vernünftige Menschen betragen. Verbieten Sie aber auch nicht, besonders blos deswegen nur, weil Sie gerade jetzt übler Laune sind, dem gemeinen Mann alles Sprechen und Scherzen; im Gegentheil suchen Sie selbigen immer, vorzüglich auf beschwerlichen Märschen, auf den Wachten oder in einem unangenehmen Lager, munter

und vergnügt zu erhalten. Sie müssen die Kunst lernen, sich zuweilen völlig in seinen Ton zu stimmen, und ihn gleichsam glaubend zu machen, daß Sie sich ganz für seinen Kameraden halten. Brauchen Sie ferner nie den gemeinen Mann in Ihren eigenen Geschäften wie einen Vertrauten. Sobald Sie ihm Ihre Geheimnisse anvertrauen, ihn zum Unterhändler in Ihren Liebesangelegenheiten oder zu Ihrem Finanzier machen; so müssen Sie selbigem, um seine Verschwiegenheit zu erhalten, was doch in der Folge der Zeit fast immer unmöglich ist, manche Ungezogenheit oder begangenen Fehler übersehen. Dieß werden seine Kameraden sehr bald bemerken, und Sie kommen auf diese Art, ehe Sie es sich versehen, um alles Ansehen und Autorität.

Schämen Sie sich niemals, wenn Ihnen, als einem noch ganz jungen Offizier, ein Fall vorkommen sollte, den Sie noch nicht recht zu behandeln wüßten, sich von einem langgedienten und erfahrnen Unteroffizier oder Gemeinen belehren zu lassen. Nicht gleich alles zu wissen ist keine Schande; aber das ist ein untrügliches Zeichen eines schwachen Kopfs oder gar eines bösen Herzens, wenn man sich nicht belehren lassen will. Folgen

Sie daher immer dem Ausspruch jenes französischen Schriftstellers: Recevez la vérité, qui que ce soit, qui vous la montre. Ein vernünftiger junger Mann wird dieses immer mit einer gewissen Art zu thun wissen, ohne sich und seinem Stande dadurch etwas zu vergeben.

Ehe ich diesen Abschnitt schließe, will ich nur noch wenig Worte darüber sagen, wie ich wünschte, daß Sie sich betragen möchten, wann Ihnen vielleicht einmal eine Werbung übertragen würde. Dem Himmel sey es Dank, daß jene Zeiten, in welchen das Handwerk eines Werbers mit dem eines Cartouche so viel Aehnlichkeit hatte, fast gänzlich vorüber sind. Ich brauche Ihnen also hier nur so viel zu sagen; handeln Sie auch als Werber den Pflichten des ehrlichen Mannes immer und ohne alle Ausnahme gemäß: versprechen Sie nie etwas, was Sie nicht halten können, oder zu erfüllen Willens wären. Werben Sie lieber einige Rekruten weniger an, als daß Sie durch schlechte, die Würde des Offiziers herabsetzende Kunstgriffe einen armen unerfahrnen jungen Menschen aus dem Stande, in welchem er vielleicht sehr glücklich wäre, herausreißen, und ihn gleichsam zum Soldaten rauben. Glauben Sie es mir, auch

bey der Werbung kommt man, so wie bey allen Geschäften in der Welt, mit Ehrlichkeit am weitesten.

Wer mich kennt, wird mir gewiß das Zeugniß geben, daß ich auch nicht den entferntesten Hang zur Schwärmerey, oder wie man es jetzt zu nennen pflegt, zur Empfindsamkeit habe; und diesem ohnerachtet muß ich bekennen, daß ich einen Auftritt erlebt habe, der mit unauslöschlichen Zügen in mein Herz gegraben steht, dessen Andenken mir Schauder erregt, so oft ich selbiges erneure, und den ich hier jedem auf Werbung gehenden Offizier erzählen will.

Ich sah in der Campagne von 1778 einen preußischen Deserteur henken. Dieser Mensch war im Jahr 1773 im Reich von einem Werboffizier auf die Art angeworben worden, daß ihn selbiger als Hofmeister bey seinem General angenommen, und mit einem erdichteten Empfehlungsschreiben an das Regiment abgeschickt hatte. Der unglückliche, zu einer andern Lebensart bestimmte Mensch, konnte seine jetzige Lage durchaus nicht ertragen lernen. Er versuchte es zu drey verschiedenenmalen aus der Garnison zu desertiren, wurde aber immer wieder ergriffen und büßte diesen seinen

nicht zu erschütternden Vorsatz, sich von dem ihm auf eine so schändliche Art aufgelegten Joche befreyen zu wollen, mit zweyundsiebenzigmal Gassen laufen. Im Lager bey Troppau glaubte er dieses unglückliche Vorhaben sicherer ausführen zu können, und desertirte dieserhalb vom Posten. Er wehrte sich mit fast unglaublicher Tapferkeit gegen die ihn verfolgenden Dragoner, und büßte, den Kriegsgesetzen gemäß, diese Heldenthat mit dem Strange. Es ist unmöglich, mit mehrerer Standhaftigkeit und männlicherm Muthe zu sterben, als wie dieser Unglückliche sein Leben endigte. Die letzten Worte, die er noch auf der Leiter deutlich und vernehmlich sprach, war eine fürchterliche Verwünschung des Offiziers, der ihn so schändlich betrogen hatte. Möchte wohl einer von Ihnen jemals eine ähnliche Verwünschung auf sich geladen haben?

Zehnter Abschnitt.

Von dem Betragen gegen diejenigen, die nicht in Militärdiensten stehen.

Das Angenehme des menschlichen Lebens bestehet ganz unstreitig vorzüglich darin, daß man so viel als möglich das gesellschaftliche Vergnügen genieße, und man handelt also gegen sich selbst, wenn man sich muthwillig um diese Freude bringt. Ich habe schon gesagt, daß es gewiß immer an den Offiziers liege, wenn sie so oft über Mangel an gesellschaftlichem Umgange klagen. Der Umgang mit Ihren Kameraden wird Ihnen zwar nicht leicht fehlen, und ich habe Ihnen in dem dazu bestimmten Abschnitt gezeigt, wie Sie sich bey selbigem zu verhalten haben. Es wird Ihnen aber selbiger nicht immer zu Ihrer Unterhaltung allein hinreichend seyn. Die Denkungsart derselben, ihre Grundsätze, ihre Unterhaltung sind sich nicht immer so gleich, als ihre Röcke. Sie müssen also durchaus auch noch andere Gesellschaft haben, wenn Sie nicht unter der Last der Langenweile erliegen,

oder sehr oft ihre Zeit in einer Gesellschaft zubringen wollen, aus welcher wegzubleiben ihnen vielleicht viel zuträglicher gewesen wäre, als ein Mitglied derselben geworden zu seyn.

Derjenige, der nur beständig mit Seinesgleichen umgeht; der fast immer nur von einer und derselbigen Sache spricht, wird in sehr kurzer Zeit das werden, was man einen Pedanten nennt. Unter allen möglichen Arten von Pedanten ist aber ein militärischer gewiß einer der lächerlichsten und unausstehlichsten. Suchen Sie also immer mit Leuten aus allen Ständen umzugehen. Ihr Stand giebt Ihnen ein Recht, Eintritt in alle gute Gesellschaften suchen zu können. Niemals wird Ihnen irgend jemand dieses nicht nur nicht streitig machen; sondern man wird im Gegentheil, wenn Sie meine Ihnen hier zu gebenden Regeln befolgen, Sie überall gern sehen.

Lassen Sie es sich bey keiner Gelegenheit merken, daß Sie die andern Stände verachten, und nur den Ihrigen für den ersten und wichtigsten im Staate halten. Dieß ist ein völlig unrichtiger Gedanke. Nach unsrer jetzigen Verfassung würde ein Staat, in welchem alle Einwohner ohne Unterschied Soldaten wären, eben so wenig beste-

hen können, als ein anderer, in welchem es nichts als Maler, Bildhauer, Dichter oder andere Künstler gäbe. Jeder Mann, der die Pflichten seines Berufs, er sey von welcher Beschaffenheit er immer wolle, treu erfüllt, ist ein achtungswürdiger Mann, und wäre er auch nur ein Handwerker, und jeder vernünftige und gesittete Mann ist ein guter Gesellschafter, wäre er auch nur Dorfschulmeister. Einen Menschen also blos darum gering zu schätzen, weil er andere Geschäfte zu besorgen hat, als wir, ist lächerlich: es ihm aber vollends zu zeigen, und gar mit Verachtung zu begegnen, ist schändlich. Glauben Sie mir gewiß, damit, daß Sie der gesunden Vernunft zum Trotz dem Militärstand diesen Vorzug vor allen übrigen erzwingen wollen, verfehlen Sie Ihren Zweck ganz: suchen Sie selbigen dadurch über andere zu erheben, daß Sie bey jeder Gelegenheit durch Ihr Beyspiel zeigen, daß er es sey, der die gesittetsten und vernünftigsten Leute bildet: dadurch nur können Sie ihm einen dauerhaften und wahren Glanz geben.

Seyn Sie immer gegen Jedermann ausgezeichnet höflich. Dieß ist der alleruntrüglichste Weg, mit allen Menschen und selbst mit dem allerro-

hesten gut fertig zu werden. Stolz und Hochmuth sind zwey verschiedene Leidenschaften: ohne die erste in einem gewissen Grad zu besitzen, wird man es nicht leicht weit in der Welt bringen; aber auch nur der geringste Anschein der letztern macht lächerlich oder gar verhaßt.

Geben Sie lieber zuweilen (besonders, wenn Sie eben erst Offizier geworden sind) etwas von Ihren Rechten nach; Sie verlieren dabey gewiß nichts. Bescheidenheit schadet niemals. Sollte sich auch vielleicht einer Ihrer ungezogenen Kameraden darüber lustig machen, so brauchen Sie dem nur ein einzigmal zu zeigen, daß Sie zwar bescheiden, aber nicht furchtsam sind: und ich bin Ihnen gut dafür, es wird Ihnen nie wieder einer mit seinem Rathe lästig, oder mit seinem Witz empfindlich werden. Wenn Sie auch einmal einen Civilisten eher grüßten als er Sie; das schadet Ihnen wirklich nichts. Wichen Sie auch allenfalls auf Ihrem Wege einem aus, der billig Ihnen hätte ausweichen sollen; auch dabey verlieren Sie nichts. Ich will Ihnen bey dieser Gelegenheit eine kleine Geschichte erzählen, von der ich vor vielen Jahren Augenzeuge war; in

welcher meinem Gefühle nach eine auf dergleichen Fälle ganz vortreflich passende Lehre liegt.

Ich ging nämlich in Leipzig mit einem meiner Freunde, der Rathsherr, Doktor und Fakultist war, durch das Thomasgäßchen. Man braucht in Leipzig Esel dazu, um das Mehl aus den Mühlen zu schaffen; deren begegneten uns, mit ihren Säcken beladen, eine ziemliche Menge. Ich weiß nicht, ob mein Freund, mit welchem ich in einem sehr ernsthaften Gespräch vertieft war, sie nicht bemerkte, oder ob er gewiß darauf rechnete, daß sie ihm ausweichen müßten. Dieß geschah aber nicht, sondern eines dieser ungeschickten Thiere streifte so dicht bey meinem ehrlichen Doktor vorbey, daß es ihn fast umgestoßen hätte, und ihm sein rothes Kleid ganz weiß machte. Er wurde böse und sagte im größten Zorn zu dem Treiber: „Ihr seyd ein „rechter grober Bengel; könnt Ihr mit Euren „verfluchten Eseln einem denn nicht aus dem „Wege gehn?“ Ich erschrack ordentlich über diesen Ausbruch seiner bösen Laune, weil ich gewiß fürchtete, der Mensch würde ihm eine noch gröbere Antwort geben: aber hierin irrte ich sehr. Ganz im Gegentheil nahm er sehr höflich seine Mütze ab, und sagte mit dem schalkhaftesten Ge-

sicht von der Welt ganz freundlich: „Ach mein „hochedler Herr Doktor, nehmen Sie es doch ja „nicht übel, daß Sie sind gestoßen worden; es ist „nun einmal so der Esel ihre Art, daß sie nicht „ausweichen.“ Ich lachte überlaut; der Doktor wurde roth wie sein Rock, mußte am Ende selbst lachen, und wir faßten beide den Vorsatz, künftig lieber auszuweichen, als eine so eselartige Sitte anzunehmen. So machen Sie es auch; es ist ein erschrecklich unangenehmes Handwerk, der Sittenlehrer eines jeden Esels in der Welt werden zu wollen. Weichen Sie ihm aus, und lassen ihn unbemerkt laufen: das ist das Beste, was Sie thun können. Beleidigen kann Sie so etwas niemals. Zu Ihrem Umgange brauchen Sie ja Menschen, die keine Lebensart haben, nicht zu wählen; und dann laufen Sie niemals Gefahr, mit ihnen zusammenzustoßen, als bey solchen Gelegenheiten wie die, wobey mein Freund damals mit den Müllereseln zusammenstieß.

Wenn Sie in Gesellschaft mit Leuten aus andern Ständen sich befinden, so verfallen Sie nicht in den so vielen verdienstvollen Mänern eigenen Fehler, von nichts als vom Handwerk zu sprechen, entweder weil Sie von sonst nichts sprechen wollen,

oder nicht können. Gerade deswegen empfehle ich Ihnen Umgang mit Leuten aus allen Ständen zu suchen, damit Sie die Kunst, von etwas anderm zu sprechen, erlernen mögen. Menschenkenntniß ist oft ein sehr nützliches, immer aber wenigstens ein sehr angenehmes Studium. Diese aber werden Sie nie erlangen, wenn Sie nur immer beständig mit einerley Leuten umgehen, und nur immer von Dingen, die Ihnen schon bekannt sind, sprechen wollen.

Man sollte glauben, daß sich alle Menschen beym Zuhören völlig auf einerley Weise benähmen: allein so verhält sichs nicht. Es herrscht darin eben die Verschiedenheit, als in der Art zu sprechen. Und da halte ich nun dafür, es sey beynahe der äußerste Grad von feiner Lebensart, wenn man mit einer, dem Sprecher gefallenden, und wenigstens scheinbaren Aufmerksamkeit und Theilnahme seine Rede anhört. Sie müssen, wenn Sie das Vergnügen des gesellschaftlichen Lebens recht genießen wollen, und Ihre Kenntnisse sehr bald bereichert zu sehen wünschen, dieses nothwendig zu erlernen suchen. Selbst aus der unverständlichen Erzählung eines verworrnen Rechtsfalls, die Ihnen der Jurist macht, aus der merkantilischen

Be-

Berechnung des Kaufmanns; aus der zwar vielleicht nicht mit dichterischem Schmuck, aber wohl mit poetischer Erfindung geschmückten Jagdgeschichte, die Ihnen der Jäger vorträgt, können Sie vielleicht etwas lernen; wenigstens lernen Sie den Charakter des Erzählers kennen. Durch Fragen, und hätte sie der im Inquisitionswesen geübteste Kriminalist entworfen, kommt man viel weniger hinter die Wahrheit, als wenn man die Leute so weit bringen kann, daß sie anfangen zu erzählen. Es müßte schon ein sehr ausgezeichneter Dummkopf seyn, dem eine Frage nicht immer schon eine der Wahrheit ziemlich ähnliche Antwort in den Mund legen sollte; so wie es hingegen einen seltenen Grad von Aufmerksamkeit voraussetzt, eine erfundene Sache beständig unter einerley Umständen in einer freywilligen Erzählung vorzutragen. Finden Sie Jemanden, der so schlecht spricht, daß Sie nie etwas von ihm zu lernen hoffen dürfen, dessen Geschichten auch so unwichtig sind, daß es nicht die Mühe belohnt, das Wahre vom Falschen darin auszuforschen, und Sie haben sonst gegen diesen Mann keine andern Verbindlichkeiten, die Sie ihm mit einer Stunde von Ihnen zu erduldender Langenweile vergelten müßten: so brauchen Sie

ihm ja nicht Gelegenheit zu geben, Ihre Ohren quälen zu können.

Gewöhnen Sie sich nicht an, Ihre Meynungen mit Hitze behaupten zu wollen; diese üble und ohne alle Ausnahme einen seichten Kopf verrathende Gewohnheit macht alle Menschen zu unangenehmen Gesellschaftern; sie stehet aber vorzüglich jungen Leuten sehr übel an. Fallen Sie aber deswegen ja nicht etwa in den andern entgegengesetzten, fast eben so unerträglichen Fehler, die Meynung anderer Menschen mit einem ewigen Dummheit oder Falschheit verrathenden Jasprechen zu besiegeln. Sagen Sie Ihre Gedanken immer mit Freymüthigkeit und Bescheidenheit, oder schweigen Sie ganz: dieß ist der Weg, ein angenehmer und gesuchter Gesellschafter zu werden, und das sicherste Mittel, beynahe in jeder Gesellschaft etwas zu lernen.

Zeigen Sie, wenn Sie viel mit Leuten von andern Ständen umgehen, nie, daß Sie diese Gesellschaft nur vielleicht aus Eigennutz suchen; sollte sich dieser auch nur bis auf derselben guten Tisch erstrecken. Wenn man eine solche Art von Schmarotzerey an Ihnen bemerkt, so werden Sie sich bald lächerlich machen, und man wird sich gegen

Sie mancherley erlauben, was man alles mit einer guten Suppe wieder gut zu machen denkt. Sie müssen die Kunst erlernen, daß Ihre Gesellschaft gesucht, aber ja nie als etwas, was man sich nur gefallen läßt, angesehen werde.

Lassen Sie sich es ja niemals einfallen, besonders in gemischten Gesellschaften, die lustige Person vorstellen zu wollen. Durch nichts werden Sie geschwinder alle Achtung, die man Ihnen und Ihrem Stande schuldig ist, verwirken, als wenn Sie es so weit gebracht haben, daß man Sie für einen Spaßmacher hält. Es gehört außerordentlich viel Witz dazu, um nur auf dem Theater einen erträglichen Harlekin zu machen; wie viel mehr also vollends, um im gemeinen Leben diese schwere Rolle zu übernehmen. Mehrentheils werden die Leute die schon hundertmal gehörten Schwänke sehr bald gewohnt und überdrüßig. Geringschätzung, wo nicht gar Verachtung, ist alsdann die Belohnung des verunglückten Künstlers. Keinem Stande in der Welt steht auch außerdem dieses übler an, als dem Stande des Offiziers. Man kann sehr munter und unterhaltend seyn, ohne sich je so zu vergessen, daß die Leute glauben könnten, sie dürften mit uns um-

gehen, wie die Gassenkinder mit herumziehenden Affen. Sehr oft entstehen aus solchen Stückchen Zänkereyen und Händel, bey denen der Offizier immer mehr zu verlieren wagt, als jeder Andere. In Gesellschaften, wo Sie nicht sehr bekannt sind, rathe ich Ihnen, sich nie so ganz dem Ausbruch der Freude zu überlassen, daß Sie nicht immer wissen sollten, was Sie thun, und was Sie sprechen. Sie müssen immer einen Unterschied zu machen wissen, wo und mit wem Sie in Gesellschaft sind. Etwas, was heute ein sehr erlaubter und angenehmer Scherz ist, wird, wenn man es morgen unter andern Umständen noch einmal sagt oder thut, eine Ungezogenheit.

Nur derjenige ist ein angenehmer Gesellschafter und wirklich feiner Weltmann, der in allen Gesellschaften fortkommen kann, und keine durch Unsittlichkeit oder unerträgliche Steifheit verdirbt. Dem jungen Offizier, der in so mancherley Verbindungen in der Welt kommen kann, ist alles dieses nicht genug zu empfehlen. Seyn Sie, besonders wenn Sie in vermischten Gesellschaften oder in solchen sich befinden, deren Mitglieder Sie nicht alle genau kennen, sehr aufmerksam auf sich selbst, um sich nie den Vergnügen des Freu-

denbechers zu sehr zu überlassen. Wenn Sie blos unter Ihren Kameraden oder vertrauten Freunden sind, ist eine dergleichen, zwar immer nicht sehr rühmliche Ausschweifung dennoch weit weniger gefährlich. Es läßt sich ein hier vielleicht entstandenes Misverständniß weit leichter erklären, als gegen Menschen aus andern Ständen oder gegen uns noch halb fremde Leute.

Suchen Sie lieber die Gesellschaft älterer Männer, als junger erst von Akademien kommender Herren. Ich habe immer gefunden, daß sich mit diesen der junge Offizier gemeiniglich am wenigsten lange verträgt. Es geht ihnen mehrentheils, wenn man mir anders diesen Vergleich zu gute halten will, wie den jungen Hunden: sie fangen erst an mit einander zu spielen, und ehe man sichs versieht, oder sie's selbst recht wissen, warum, haben sie sich auch schon bey den Ohren. Vermeiden Sie also diese Gesellschaft, soviel Sie können; denn lernen werden Sie ohnedieß nicht viel in derselben.

Wenn Ihnen Ihr Dienst bey manchen Gelegenheiten, als zum Beyspiel auf Maskeraden, im Komödienhause, oder bey andern öffentlichen Feyerlichkeiten eine Art von ausübender Gewalt über

den Civilstand giebt, so thun Sie das, was Ihre Schuldigkeit von Ihnen fodert, immer mit Höflichkeit und bescheidener Würde.

Zeigen Sie nicht, daß Sie diese auf einige Minuten gegebene Gewalt gleich mißbrauchen, indem Sie Parteylichkeit ausüben oder Gelegenheiten sich an einem oder dem andern zu rächen suchen. Viele Offiziers stehen in dem sehr irrigen Wahn, als müßten sie bey solchen Vorfällen, durch ihre Brutalität und Grobheit ihrem Stande gleichsam einen rechten Schwung geben; und gerade dadurch setzen sie selbigen schrecklich herunter, wenn sie, anstatt mit dem gehörigen Anstand den Dienst des wachthabenden Offiziers zu thun, die niedrige und pöbelhafte Rolle eines Polizeydieners oder Bettelvoigts spielen.

Auch selbst in Kriegszeiten lassen Sie es sich immer angelegen seyn, den Einwohnern des Landes, welches zum unglücklichen Schauplatz des Kriegs dienen muß, ihr ohnehin sehr hartes Schicksal so viel als möglich zu erleichtern. Können Sie ihnen dasselbe auch nicht ganz erleichtern, so machen Sie es wenigstens durch niederträchtigen Eigennutz oder bäurische Grobheit nicht noch unerträglicher. Erstlich ist es niedrig und den Grund-

sätzen des Helden ganz entgegen, wehrlosen und meistens ängstlich bittenden Leuten grausam zu begegnen, und zweytens kann Ihnen ein solches Betragen äußerst nachtheilig werden.

Wenn Sie durch harte Behandlung alles gegen sich gereizt haben, so sind Sie beständig der Gefahr ausgesetzt, verrathen oder bey Gelegenheiten, die Sie nicht voraussehen können, gemishandelt zu werden. Die Geschichte des siebenjährigen Krieges kann hiervon vorzüglich Beweise geben. Die liebreiche und höfliche Art, mit welcher sich die preußischen Offiziers fast durchgängig gegen die Sachsen betrugen, hatte alle Einwohner dieses so geplagten Landes beynahe ohne alle Ausnahme so für diese Armee eingenommen, daß die Kaiserlichen und Reichs-Truppen, die doch noch darzu ihre Freunde und Bundsgenossen hießen, keine andere als für Geld erkaufte, oft sehr dumme und elende Spions haben konnten: da die Preußen hingegen ohne die geringste Mühe und Kosten immer die besten und zuverläßigsten Nachrichten bekamen. Mehr wie tausend österreichische Blessirte wurden von sächsischen Bauern todt geschlagen, da sie hingegen die preußischen wie ihre eigenen Kinder und Brüder pflegten.

Erlauben Sie auch Ihren Untergebenen bey keiner Gelegenheit, Leuten aus andern Ständen unhöflich oder gar gewaltthätig zu begegnen. Uebersehen Sie einem solchen lieber einen Fehler im Dienst: aber strafen Sie ihn hart, wenn er ein Mitglied des Civilstandes freventlich beleidigt. Vergessen Sie doch ja niemals, daß es der Bürger- und Bauerstand ist, auf dessen Unkosten Sie leben, und daß diesen zu schützen Ihre erste und eigentliche Bestimmung ausmacht. Ehre können Sie nie erlangen, wann Sie sich mit selbigem in Händel einlassen, aber sehr oft können die unangenehmsten Verdrüßlichkeiten Folgen davon seyn.

Daß Sie, wann Sie mit Civilisten Streit bekommen, beynahe immer ganz allein Schuld sind, davon bin ich durch meine lange Erfahrung eben so gewiß überzeugt worden, als es der größte Soldat unsers Zeitalters, Friedrich der Zweyte, war; der fest behauptete, und dieser Erfahrung gemäß darnach handelte: daß, wenn hundert Streitigkeiten zwischen Offiziers und Civilisten vorfielen, die erstern wenigstens neunundneunzigmal Schuld daran waren. Lächerlicher Stolz, Mangel an guter Lebensart, zu große und an Unhöflichkeit gränzende Vertraulichkeit sind mehrentheils die Quellen aller solcher Händel.

Daß es sehr gut angehe, ohne Streit zu bekommen, oft und viel mit Leuten aus andern Ständen umzugehen, dazu kann ich Ihnen mein eigenes Beyspiel als Beweis anführen. Ich habe, in meiner dreyßigjährigen Dienstzeit, mit Menschen von allerhand Art gelebt: ich bin vom Staatsminister an, bis zum Rathsherrn in der kleinsten Stadt, oft und viel mit solchen in Gesellschaft gewesen; ich habe mit Bankiers, die Tonnen Goldes kommandirten, und mit Juden, deren ganzes Vermögen kaum hundert Thaler ausmachte, Geschäfte getrieben; ich habe sehr viel Zeit auf Kaffeehäusern, in Klubs, und andern öffentlichen Orten zugebracht: und noch nie, in meinem Leben, habe ich mich in dem Fall befunden, mich von irgend Jemanden beleidigt zu sehen. Man hat immer meine Gesellschaft gesucht; mir manchen wahren Freundschaftsdienst erwiesen; und es hat mir niemals jemand auch nur die allergeringste Unhöflichkeit geboten. Folgen Sie also nur immer meinem wohlmeynenden Rathe, und Sie werden sehen, daß man, ohne sich oder seinem Stande jemals etwas zu vergeben, mit allen Menschen leben, und noch dazu sehr vergnügt leben kann.

Eilfter Abschnitt.

Von dem Betragen gegen das andere Geschlecht.

Gewiß es ist der Mühe werth, daß ich, der ich Sie so gern glücklich und vergnügt sehen möchte, Ihnen auch ein Wort über das Betragen gegen das weibliche Geschlecht sage: da man meiner Meynung nach, wenn man den Umgang mit dieser liebenswürdigen Hälfte der Menschheit ganz entbehrt, sehr viel von den Annehmlichkeiten des Lebens verliert. Dieß Geschlecht, was der Himmel vorzüglich dazu bestimmt zu haben scheint, Freude und Wonne über unser Leben zu verbreiten, wird von sehr vielen jungen Leuten völlig miskannt. So wie selbst Herr Brandes, so ein verdienstvoller Schriftsteller er sonst seyn mag, nur sehr wenige und noch dazu meistens nur verdorbene weibliche Geschöpfe gekannt zu haben scheint; eben so habe ich gefunden, daß die meisten Offiziers durch irrige Grundsätze, die sie in Ansehung der Weiber hegen, verführt, sich gar nicht in ihrer Gesell-

schaft zu benehmen wissen, und sich dadurch das Vergnügen ihres Umgangs selbst rauben.

Mehrentheils verfallen sie in einen von folgenden Fehlern. Sie sind entweder in Damengesellschaft so kindisch blöde, daß sie aus lauter Verlegenheit kaum mehr wissen, wo sie Hut oder Degen lassen sollen, und nichts als ein kaum verständliches Ja oder Nein, auf die an sie gethanen Fragen herausstottern können; oder sie glauben, man müsse, wenn man mit Frauenzimmern in Gesellschaft ist, recht lustig seyn, und machen dieserhalb entweder lauter Kinderpossen, oder sprechen, in der Hofnung, daß man darüber lachen solle, das elendeste und ungereimteste Zeug. Einige bilden sich auch wohl ein, es sey durchaus nothwendig, daß man jeder Frauensperson, und wäre sie achtzig Jahr alt, etwas sogenanntes Schönes sagen müsse, oder sie kommen auf den unglücklichen Einfall, die Aufmerksamkeit der Weiber dadurch reizen zu wollen, daß sie sich als rechte brave und mannhafte Ritter zeigen, und fangen nun an, von nichts als ihrem Muth und vermeynten Heldenthaten zu sprechen, wobey sie auch wohl noch zuweilen (pour rendre la chose plus touchante)

zu fluchen anfangen, wie sie es kaum auf einer Wachtstube thun sollten.

Durch dergleichen Betragen macht man sich natürlich sehr bald bey jeder vernünftigen Frau lächerlich, und sehr geschwind wird man sich aus aller guten weiblichen Gesellschaft alsdann verbannt sehen.

Ein Mensch, der in seinem Leben nicht viel mit Weibern von gutem Ton in Gesellschaft gewesen ist, wird nie die zu einem rechten guten Gesellschafter erfoderliche feine Politur bekommen. Er wird beständig etwas unangenehmes Steifes, (dieß ist der sanfteste Ausdruck, den ich brauchen kann, um das, was ich eigentlich meyne, zu bezeichnen) an sich behalten. Sehen Sie sich nur etwas unter Ihren alten Stabsoffiziers um, oder unter derjenigen Klasse von Leuten, die sich so gern Gelehrte von Profession nennen hören, und Sie werden finden, daß es unter jenen viele brave und würdige Offiziers, und unter diesen Gelehrte von ausgebreiteten Kenntnissen giebt, in deren Gesellschaft man es aber doch, aller dieser treflichen Eigenschaften ohnerachtet, kaum eine halbe Stunde aushalten kann. Dieß kommt blos daher, weil diese Leute nie gelernt haben, etwas biegsamer zu

werden; eine Eigenschaft, die durchaus zu einem guten Gesellschafter erfodert wird, und die uns niemand besser lernen kann, als die Weiber.

Lassen Sie sich dadurch nicht irre machen, wenn stolze, eigensinnige, die Welt nur aus dem kleinen Winkel, in welchem sie leben, kennende Leute, die meistens noch überdieses einen gewissen natürlichen Hang zur Rohheit und Unsittlichkeit haben, Ihnen sagen, eine solche Biegsamkeit verderbe den männlichen und den ächten deutschen Nationalcharakter, ein Ding, was ich nun schon seit beynahe vierzig Jahren in ganz Deutschland vergebens suche, ohngeachtet ich immer davon sprechen höre. Lernen Sie jene Männer, die Ihnen dieses vorpredigen, nur etwas genauer kennen, und Sie werden sehr bald finden, daß sie eigentlich gar keinen Charakter haben.

Verabsäumen Sie also ja nicht, sobald als sich die Gelegenheit dazu darbietet, gute weibliche Gesellschaft zu suchen. Sollten Sie auch anfänglich etwas Langeweile darin finden, so schadet Ihnen dieses gar nichts. Es macht Sie mit den Sitten der Welt bekannt, vermehrt Ihre Menschenkenntniß, und hält Sie ab, immer blos nach Ihrem eigenen Geschmack zu handeln und zu

sprechen; wozu Sie sich, wenn Sie auf eine angenehme Art durch die Welt kommen wollen, durchaus nicht gewöhnen müssen. Dieserhalb rathe ich Ihnen, sich ja nicht etwa durch den jetzt unter jungen Offiziers so üblich gewordenen Ausdruck: ich will ungenirt seyn, hinreißen zu lassen; denn eigentlich heißt das nur so viel: Ich bin am liebsten da, wo ich mich mit dem Ellbogen auf den Tisch stützen, den Hut auf dem Kopf haben, und lauter unvernünftiges und ungezogenes Zeug sprechen kann. Ferner lassen Sie sich nicht durch das Urtheil unwissender und ungeschliffener Kameraden irre machen, wenn Sie einige dieser Herren vielleicht überreden wollen, der Umgang mit Frauen mache weibisch, und passe sich nicht zum Charakter des Helden. Glauben Sie mir, diese Herren wissen eben so wenig, was weibisch seyn heißt, als was zu dem Charakter des Helden gehört. Lesen Sie die alte und die neuere Geschichte, und Sie werden finden, daß von dem, vor beynahe zweytausend Jahren verstorbenen Julius Cäsar bis auf den noch heute lebenden preußischen General von Möllendorf, alle große Feldherren die galantesten Männer gegen die Weiber waren, die ihre Gesellschaft suchten, und diesem ohnerachtet

weder weibisch noch furchtsam wurden. Man kann allerdings in allen Sachen zu weit gehn, und also auch hierin. Freylich wohl kenne auch ich selbst kein lächerlicheres Geschöpf, als dasjenige, was der Franzose einen Damoiseau, oder wir einen süßen Herrn nennen. Wann Sie nur durch eine zierliche Frisur, oder einen süß um Sie her duftenden Wohlgeruch den Frauen zu gefallen wissen, dann thun Sie allerdings wohl, wenn Sie Ihre Zeit und Ihr Geld besser anwenden; denn Sie werden auch nicht einmal diese Ihre Absicht bey vernünftigen Weibern erreichen, und von denen spreche ich überhaupt hier allein. Bey diesen werden Sie sich gerade durch solche Zierereyen am ersten lächerlich machen; denn glauben Sie es mir auf mein Wort: die Frauen verabscheuen nichts mehr, als einen weibischen Mann, und messen den Werth des vernünftigen Menschen nicht nach solchen Thorheiten.

Seyn Sie immer heiter, ohne ungezogen zu werden, von fröhlicher Laune, ohne Bockssprünge zu machen, gut und reinlich gekleidet, ohne einen sogenannten Petitmaitre vorstellen zu wollen. Lernen Sie gut sprechen, mit Anstand tanzen, ohne Leidenschaft spielen: und ich versichre Sie, alle

Weiber werden Sie für einen angenehmen Gesellschafter halten.

Vermeiden Sie sorgfältig, wenn Sie weibliche Bekanntschaft haben, sich in ihre vielleicht entstehenden Streitigkeiten zu mischen; lassen Sie sich nie dazu brauchen, wozu hier und da manche alte Dame sich so gern eines jungen Offiziers bedient; daß sie ihn nämlich verleitet, erzählte, wirklich geschehene oder auch wohl gar nur erfundene Dinge aus einem Hause in das andere zu tragen. Gewiß nichts ist dem Offizier unanständiger, (und leider, — es thut mir wehe, daß ich es sagen muß — vielen ist es so eigen) als den Waschweibern ins Handwerk zu fallen, und alles, was nur möglich ist, in ihrer Bekanntschaft herum zu erzählen. Sobald man diesen Fehler an Ihnen bemerkt, so wird man Ihre Gesellschaft fliehen; selbst diejenigen, die Ihnen alles, was Sie wissen, herauslocken, werden Sie bald verachten, und in hundert Verdrüßlichkeiten verwickeln.

Verfallen Sie ja nie in den Fehler, dessen ich kurz vorher Erwähnung gethan habe, allen Weibern, wie man es zu nennen pflegt, die Cour machen zu wollen. Ein solcher Liebhaber der eilftausend Jungfrauen ist ein gar lächerliches Geschöpf, wel-

welches die selige Wonne, von einer liebenswürdigen Frau geliebt zu werden, nie fühlen wird. Da ich nicht Willens bin, eine moralische Abhandlung über die Liebe zu schreiben, so will ich Ihnen hier nur so ganz flüchtig einige Winke darüber geben. Sprechen Sie nie bey irgend einer Gelegenheit von Ihren genoßnen Gunstbezeugungen; sich deren zu rühmen, wenn man wirklich welche erhalten hat, ist schändlich, und mit ihnen ohne Grund zu prahlen, ist mehr als kindisch. Dergleichen Erzählungen machen Sie bey allen Weibern ohne Ausnahme verhaßt, in den Augen edler Männer verächtlich, und vor der ganzen Welt lächerlich. Auch selbst den Schein, eine Eroberung gemacht zu haben, suchen Sie immer zu entfernen. Wären Sie in Ihrer Liebe wirklich glücklich gewesen, so ist dieß der sicherste Weg sich Verdruß zu machen, und den guten Fortgang Ihrer Liebe zu hindern, wann Sie der ganzen Welt zeigen, daß Sie der beglückte Liebhaber sind. Haben Sie aber blos die Absicht, mit Ihrer vorgegebenen Eroberung prahlen zu wollen, dann werden Sie sich sehr bald aus allen Häusern entfernt sehen. Setzen Sie sich dieserhalb gleich auf den Fuß, daß Ihre Herren Kameraden sich es nie einfallen lassen, über

ihre weiblichen Bekanntschaften in ihrem eigenen und meistens ungeschliffenen Ton mit Ihnen zu scherzen. Eine einzige, zur rechten Zeit ertheilte ernstliche Antwort wird Sie vor allen solchen Unterhaltungen schützen. Eben so wenig müssen aber auch Sie selbst in diesen Fehler verfallen, und nie mit Ihren Freunden über dergleichen Dinge viel sprechen, besonders wenn die Sache wirklich ernstlich zu seyn scheint.

Wenn Sie eine Art von Verbindung mit einer rechtlichen Frau haben, so hüten Sie sich ja vor allen weiblichen Vertrauten: ich kann und will mich hier nicht weitläufiger darüber erklären, aber ich versichere Ihnen, Sie werden sich bey Befolgung dieser meiner Regel wohl befinden.

Verabsäumen Sie ja nicht, bey jeder Gelegenheit gegen alle Frauen, sie mögen alt oder jung, schön oder häßlich seyn, zuvorkommend höflich sich zu betragen. Dieß wird Sie bey den alten Damen, die fast immer in der großen Welt die meisten Gesellschaften bey sich haben, empfehlen, und die Protektion einer einzigen solchen Frau ist oft hinreichend, Ihnen Zutritt in alle Häuser zu verschaffen. Viele junge Leute sind unartig genug, mit keiner alten Frau eine Spielpartie machen

zu wollen; oder sie suchen auf einem Ball immer nur mit den hübschesten Tänzerinnen zu tanzen. Dieß ist eine Art von Ungezogenheit, die ich Ihnen, wann Sie oft in Gesellschaft seyn wollen, ja zu vermeiden rathe.

Sprechen Sie in Gesellschaft von Damen allezeit mit einer Art von Bescheidenheit, lassen Sie sich durch den jetzt sehr einreißenden Ton, nichts als Zweydeutigkeiten oder Ungezogenheiten zu sprechen, nicht auch hinreißen. Denn erstlich verräth dieses einen traurigen Mangel wirklich guter Einfälle; indem dergleichen Sachen jeder Tambour sagen kann. Zweytens hören es alle vernünftigen Leute beiderley Geschlechts nicht gern. Selbst diejenigen Frauen, die eben nicht sehr streng in ihren Grundsätzen sind, mögen doch nicht gern öffentlich von Dingen sprechen hören, die sie im verborgenen weder hassen noch fliehen. Erlauben Sie sich nie in einem solchen Ton mit den Weibern zu sprechen, in welchem Sie vielleicht einen alten General mit ihnen scherzen hören. Alter, Rang, Ihnen vielleicht unbekannte Umstände, machen, daß man einem solchen Mann wohl allenfalls etwas zu gute hält, was man Ihnen, als einem noch ganz jungen Menschen, dessen einzige

Empfehlung vielleicht anständige Bescheidenheit und gutes Betragen ist, gewiß nicht übersehen würde.

Fliehen Sie, wann Ihnen Ihre Gesundheit anders lieb ist, und Sie nicht sehr bald in Dürftigkeit und Mangel verfallen wollen, alle Verbindungen mit jener eben so schändlichen als elenden Klasse des weiblichen Geschlechts, die man sehr oft ohne Ekel kaum einmal ansehen kann. Man sollte es fast nicht glauben, daß wohlerzogene junge Leute oft so tief fallen können, daß sie in diesem niedrigen Grade von Ausschweifungen eine Art von Ruhm suchen, und wohl gar mit den ekelhaften Zeichen ihrer Lüderlichkeit wie mit Ehrenzeichen prahlen. Dergleichen Art Leute verdienen meistens Ihre und aller rechtschaffenen Leute Verachtung; und wenn Sie dergleichen Gesellschaft nicht ganz vermeiden, so werden Sie sich sehr bald aus aller guten Gesellschaft verbannt sehen.

Bey Ihrer ganzen zeitlichen Wohlfahrt beschwöre ich Sie endlich, sinken Sie nie so tief herab, mit einer Person, die weit unter Ihrem Stande ist, eine solche Art von Verbindung zu schließen, welche Sie, wo nicht auf Lebenszeit, doch wenigstens auf eine lange Reihe von Jahren an selbige fesselt. Die größten jugendlichen Aus-

schweifungen büßen Sie vielleicht nur mit einer langwierigen Krankheit, von welcher Sie ein geschickter Arzt wieder befreyet: aus den Klauen einer sogenannten Mätresse aber rettet Sie nichts. In einer solchen Art von Verbindung leiden Sie alles, alle diejenigen Beschwerlichkeiten, die der Ehestand nur immer mit sich führen mag, ohne auch nur eine einzige seiner Annehmlichkeiten genießen zu können. Der tägliche Umgang mit einer solchen niedrigen und meistens schon halb verdorbenen Kreatur macht Sie, ehe Sie es selbst vermuthen, selbst niedrig. Diese hält Sie von aller guten Gesellschaft zurück; zertrümmert Ihre Vermögensumstände; bekommt bald eine despotische Gewalt über Sie, die eine rechtliche Frau nie verlangen wird; bringt Sie in eine Menge kleiner und elender Verbindungen; schadet Ihrem guten Rufe, und untergräbt die Ruhe und das Glück Ihres ganzen Lebens. Der Anblick unglücklicher Kinder, die schon bey ihrer Geburt mit einer Art von Verachtung gleichsam gestempelt sind, denen Sie keine Erziehung, keine Bestimmung geben können, wird Ihnen sogar noch die letzten Augenblicke Ihres Lebens schwer und düster machen.

Ich könnte Ihnen Dutzende von Beyspielen anführen, von Männern, die die besten Offiziers und die achtungswürdigsten Menschen waren, die sich alle durch solche Geschöpfe unglücklich und verächtlich gemacht haben. Ich wiederhole es also nochmals, unter allen Thorheiten, die Sie begehen können, ist diese, eine Mätresse zu halten, die gefährlichste. Selbst alsdann noch, wenn Sie dereinst schon Entschlossenheit genug behalten sollten, ein solches Band wieder zerreißen zu können, werden Sie lebenslang die übelsten Folgen davon fühlen. Entweder es werden Sie Vorwürfe quälen, ein Geschöpf, was Sie wenigstens eine Zeitlang liebten, unglücklich gemacht zu haben; oder Sie werden gewiß sehr lange fühlen, wie weh Sie sich gethan haben, indem Sie sich von ihr trennten; und sollten Sie nachher auch noch eine Gelegenheit finden, gut und glücklich zu heurathen, so werden Sie auch die beste Frau noch immer wie Ihre ehemalige Mätresse behandeln wollen, und schon aus diesem Grunde allein eine unglückliche Ehe führen.

Aber auch selbst rechtmäßige Heurathen bleiben immer für den jungen Offizier ein sehr wichtiger und bedenklicher Schritt. Oft knüpft die

Liebe, der man ohnehin nachsagt, daß sie blind sey, ein Band, an dem man, wenn man anfängt es recht genau zu betrachten, sehr bald bemerkt, daß man sich, besonders bey den sich immer stärker vermehrenden Nahrungssorgen, durch dasselbe unglücklich gemacht hat, und es gern wieder trennte. Als Subalternoffizier zu heurathen, ist eine Sache, die ich Ihnen fast gänzlich widerrathe: wenn Sie auch so glücklich heurathen, daß Sie, wie dieses bey dergleichen Vermählungen sehr oft, doch nicht immer der Fall ist, vor drückendem Mangel geschützt wären, so werden Sie dem unerachtet hundert andere Unannehmlichkeiten zu bekämpfen haben, die Ihnen das Leben verbittern. Sie stehen zum Beyspiel vielleicht in einer Garnison, wo Sie, wenn Sie es auch gern bezahlen wollten, kein bequemes Quartier finden können: wenn Sie da auch schon das seltne Glück haben sollten, eine sehr vernünftige Frau geheurathet zu haben, die philosophisch genug dächte, um Sie nicht mit täglichen Klagen zu quälen; so müssen Sie sich doch, wenn sich Ihre Familie vermehrt, äußerst unbequem behelfen. Was wollen Sie an einem solchen Orte Ihren Kindern für eine Erziehung geben, wo die ganze Erziehungsanstalt vielleicht nur in einer

elenden Stadtschule besteht, und wo Sie einen Hauslehrer oder Lehrerinn zu sich zu nehmen keinen Platz haben?

Sie haben gesehen, was es mir für Mühe gekostet hat, Sie nur für Ihre Person über die unglückselige Rangordnung zu trösten, und wer weiß noch, ob mir dieses Vorhaben gelungen ist, Sie völlig darüber zu beruhigen. Mit der Frau Gemahlinn getraue ich mir nun vollends gar nicht über dieses schreckliche Uebel zu sprechen. Sehen Sie nur in die abscheuliche Rangordnung, wen die Frau Lieutenantinn nicht alles muß vor sich hergehen lassen, und dann frage ich Sie, ob Sie Muth genug haben, zu hoffen, daß Sie Ihre liebe Ehehälfte bey diesem täglich und oft stündlich fühlbar werdenden Uebel immer ruhig und bey guter Laune werden erhalten können. Dafür giebt es nun freylich ein sehr bewährtes Mittel, welches leider in einigen Diensten jetzt sehr häufig gebraucht wird. Man heurathet nämlich eine Frau aus dem niedrigsten Stande, die sich sogar auf dem Platz, auf welchen Sie selbige erhoben haben, nicht einmal zu erhalten und zu benehmen weiß. Hierüber muß ich aber wirklich sagen: das Mittel ist ärger als das Uebel selbst; denn die übeln

Folgen, die dergleichen Verwandtschaften nach sich ziehen, will ich gar nicht erwähnen. Ich kann mir keine elendere Lage denken, als wenn man sich seiner Angehörigen schämen muß, und in diesen Fall werden und müssen Sie kommen, so lange als die Gleichheit der Stände noch nicht ganz völlig überall eingeführt ist. Bis dahin rathe ich Ihnen also, heurathen Sie nicht unter Ihren Stand. In manchem Dienste wird man Sie, wenn Sie doch darauf bestehen sollten, wohl gar nöthigen, den Dienst zu verlassen

Nur noch in wenig Zeilen will ich Ihnen noch etwas über Ihr Betragen gegen die Soldatenweiber sagen. In allen Diensten beynahe begeht man noch immer den sehr großen Fehler, daß man diese Art von Menschen wie die allerverworfensten Kreaturen behandelt, und dem Soldaten gestattet, daß er sich gleichsam mit dem Abschaum des weiblichen Geschlechts verheurathen darf. Ueber dieses alles weitläufig zu sprechen, ist hier nicht der Ort. Hierher gehört nur so viel, daß ich Sie warne, sich nie in eine Art von Verbindung mit den Weibern Ihrer Compagnie einzulassen. Oft verleitet eine solche Bekanntschaft zu sehr sträflicher Parteylichkeit: man übersieht

dem Manne einer gut aussehenden Frau etwas, worüber man seinen Kameraden vielleicht ernstlich bestraft, oder man wird dem Manne blos deswegen feind, weil er nicht nachsichtig genug gegen seine Frau, oder diese sich nicht gefällig genug bezeigen will; oder man gestattet der weniger gefallenden Frau nicht dasselbe, was man der andern erlaubt. Alle dergleichen Liebschaften geben zu nichts als Verdrüßlichkeiten und Unordnungen in der Compagnie Gelegenheit, die sehr oft die allerübelsten Folgen haben können.

Auch in keine Art von Geldcommerz oder andere Art von Vertraulichkeit lassen Sie sich ja nie mit einer Soldatenfrau ein; Sie können nie schlechtere Vertraute wählen, und werden sich außerdem noch hundert Unannehmlichkeiten aussetzen. Seyn Sie beständig auch gegen diese Art von Menschen gerecht, und vergessen Sie nie, daß es meistens ohnehin sehr unglückliche Geschöpfe sind, deren mißliche Lage durch Verachtung und harte oder gar grausame Behandlung noch unerträglicher zu machen eine offenbare Ungerechtigkeit ist.

Wann Sie erst so weit gekommen sind, daß Sie selbst die Erlaubniß zum Heurathen geben kön-

nen, dann bekümmern Sie sich auch sorgfältig um die Wahl, die Ihre Untergebenen treffen wollen. Gute, arbeitsame und reinliche Weiber sind ein wahrer Schatz für eine Compagnie, besonders im Felde; so wie hingegen schlechte, lüderliche und zänkische Weiber, Ihnen und der Compagnie in Kriegs- und Friedenszeiten beständig Verdruß, und oft gar Schande machen.

Zwölfter Abschnitt.

Von Händeln.

Wenn Sie meinen Ihnen gegebenen Rath in Ansehung Ihres Betragens, sowohl gegen Ihre Kameraden, als auch gegen Leute aus andern Ständen, immer treu befolgen, so werden Sie alle Art von Händeln vielleicht ganz vermeiden können. Die allermeisten entstehen beym Spiel, in Trinkgelagen, über ungezogene Scherze oder über eigensinniges Streiten und unvernünftiges Verlangen, beständig Recht behalten zu wollen. Dieses alles sind sehr leicht zu vermeidende Dinge. Indessen kann es doch kommen, daß Sie bey den feinsten Sitten, und bey der allergrößten Verträglichkeit, doch wohl einmal Verdrüßlichkeit, Streit, und am Ende gar Händel bekommen werden. Kein Mensch, und sey er auch der erste Weltweise, ist davor sicher, daß ihn nicht einmal ein wildes Thier anfallen, ein vom Dach fallender Ziegel treffen, oder ein halb unsinniger Mensch beleidigen sollte. Um wie viel leichter ist es also nicht noch, daß

Jemand, der viel und beynahe täglich mit jungen, zuweilen etwas sehr rohen Leuten umgehen muß, einmal in Verdrüßlichkeit kommen könnte.

Bey allen Vorfällen des Lebens, und besonders im Militär, ist nichts besser, als alles, was man thun muß, je eher je lieber abzuthun. Sobald Sie also, durch welche Veranlassung es auch immer sey, genöthigt werden, daß Sie sich schlagen müssen, so thun Sie es immer sobald als möglich. Wann die Sache erst soweit gekommen ist, daß Sie sind gefodert worden, oder den andern zu fodern für unvermeidlich gehalten haben, dann lassen Sie sich nie mehr in weitläufige Erklärungen und Gegenerklärungen ein. In jedem andern Stande können bis zum Herausfodern gekommene Affairen ganz gemächlich wieder beygelegt werden; für den Offizier aber bleibt dieses, meiner Einsicht nach, jederzeit eine sehr mißliche Sache. So viel man bis jetzt auch noch immer gegen die Duelle gesagt und geschrieben hat, so sind sie doch noch das einzige öffentlich anerkannte Mittel, Beleidigungen zu versöhnen, oder der Ehre nachtheilige Dinge gleichsam wie ungeschehen zu machen. Man muß also billig alles mögliche versuchen, um dieses heftige und freylich nicht sehr

moralische Mittel nur äußerst selten brauchen zu dürfen: sobald aber kein anderes mehr übrig bleibt, so muß man es mit Entschlossenheit und ohne Zeitverlust ergreifen.

Merken Sie sich die große Regel, die sogar mancher gewiß sehr kluge Schwerdtfeger auf den Degenklingen eingrub: Ne me tires pas sans raison! ne me remets pas sans honneur! Sobald es einmal so weit gekommen ist, daß Sie den Degen haben ziehen müssen, so stecken Sie ihn nie unverrichteter Sache wieder ein. Glauben Sie es mir, wie einem ehrlichen Manne auf sein Wort, selbst diejenigen, die Sie durch Vorstellungen mancher Art dazu zu bringen suchen, sind oft die ersten, die über Ihre Bereitwilligkeit, die Sache aufzugeben, spotten; und ein auf diese Art beygelegter Ehrenhandel zieht mehrentheils manche vielleicht noch unangenehmere Auftritte nach sich.

Auch die zu weit getriebne Großmuth, Ihren Gegner durchaus schonen zu wollen, widerrathe ich Ihnen. Wenn man einmal an den Würfeltisch getreten ist, dann nur immer die Würfel tüchtig herumgeschüttelt, und sie alsdann fallen lassen, wie sie wollen.

Es giebt Augenblicke im menschlichen Leben, in denen man durchaus nicht mehr auf die Zukunft denken, vielweniger einem zu feinen Gefühl Platz lassen, sondern blos handeln muß. Unter diese gehört vorzüglich, wenn Sie sich schlagen müssen. (Sie sehen, ich setze immer voraus, daß Sie zu den Händeln gezwungen werden müssen.)

Die Sache mag noch so übel ablaufen, so endigt sie sich gewiß immer besser für Sie, als wenn Sie dabey allzubedenklich verfahren: der gute Ruf eines Offiziers, und besonders des jungen Offiziers, ist eine gar zu delikate Sache. Ich weiß mich keines Beyspiels zu erinnern, daß ein Offizier, der sich nach den strengen Gesetzen der Ehre geschlagen, und hätte er sogar seinen Gegner entleibt, ganz unglücklich geworden wäre. Die ganze Welt steht ihm in einem solchen Falle als ein sicherer Zufluchtsort offen; vielleicht braucht er auch diesen nicht einmal, und kommt mit einigen Monaten Festungsarrest los. Ein bey dergleichen Gelegenheiten seinen guten Ruf auch nur ganz leicht befleckender Offizier ist hingegen nirgends für Verfolgung, Spöttereyen und Verdrüßlichkeiten sicher; denn das allerübelste ist, daß die aller-

furchtsamsten Menschen sich alsdann gegen einen solchen gerade am bravsten zeigen wollen.

Schlagen Sie also Niemanden, der Genugthuung mit bewaffneter Hand von Ihnen fodert, selbige ab: es ist viel besser, wenn Sie in dergleichen Sachen etwas zu viel als zu wenig thun. Fragen Sie nicht erst zehn Leute: „kann und darf ich mich mit dem schlagen?“ Konnten Sie, ohne diese Frage vorher zu thun, mit selbigem umgehen, so müssen Sie sich nun auch ohne weitere Anfrage mit ihm schlagen. Haben Sie Jemand fodern müssen, so lassen Sie sich durchaus nicht mit Entschuldigungen, Erklärungen, oder wie diese Sachen alle heißen mögen, abweisen, sondern folgen Sie meinem Rath, und schlagen Sie sich ernstlich; und wäre der Mann, der Sie so beleidigt hat, daß Sie zu diesem harten Mittel haben schreiten müssen, achtzig Jahr alt, so hauen Sie ihn tüchtig zusammen. Wenn er so alt noch vorsetzlich beleidigen kann, so muß er auch noch die Folgen seiner Unsittlichkeit oder Bosheit ertragen können.

Schlagen Sie sich ferner nie anders, als in Gegenwart eines Dritten, und dazu wählen Sie immer einen durchgängig in gutem Ruf stehenden

Offi-

Offizier. Wenn Sie eine Affäre ohne Zeugen ausmachen, und sie fällt sehr ernstlich aus, so können Sie sich, bey der sichersten Ueberzeugung, vollkommen als ein ehrlicher Mann dabey gehandelt zu haben, eine Menge unangenehmer Folgen zuziehen. Läuft die Sache hingegen gar zu friedlich ab, so sind Sie vor allerhand darüber entstehenden Gesprächen, die Ihnen ebenfalls sehr nachtheilig werden können, nicht gesichert. Haben Sie mit einem tückischen Gegner zu thun, so laufen Sie Gefahr, auf die übelste Art behandelt zu werden. Dieses alles vermeiden Sie, wenn Sie, wo möglich, einen, am besten ist es, zwey Zeugen mit sich nehmen.

Da dieses meines Erachtens nach so sehr nothwendig ist, es doch aber jederzeit gewiß ein wahrer Freundschaftsdienst bleibt, den Ihnen Ihr Kamerad leistet, so müssen Sie auch Ihrerseits immer wieder bereit seyn, einem andern, der Sie um eine solche Gefälligkeit bittet, selbige zu erzeigen.

Viele Leute, als zum Beyspiel eine sehr zärtlich furchtsame Mutter, ein den Soldatenstand nicht genau genug kennender Vetter, oder sonst Jemand, der selbst nicht Soldat ist, werden Ihnen zwar dieses abrathen, und Sie ermahnen, sich

doch lieber nicht in fremde Händel zu mischen. Ich muß Ihnen aber nach meiner Ueberzeugung, und nach meinem, in diesem Fall vielleicht zu feinem Gefühl, das Gegentheil anrathen. Sie können es nicht füglich ablehnen, wenn Sie ein Kamerad, von welchem ich voraussetze, daß es ein rechtlicher und ordentlicher Mann sey, bittet, ihn bey einem Duell zu sekundiren. Sie machen sich sonst sehr leicht verdächtig, daß es Ihnen an der zu einem solchen Schritt erfoderlichen Bravour fehle, und das ist das übelste, was man nur immer von Ihnen glauben kann.

Wenn Sie nun einmal eine solche Gefälligkeit übernommen haben, dann leisten Sie Ihrem Freunde ja nicht den bösen Dienst, ihn zu Beylegung der Sache überreden zu wollen: denn ich wiederhole es nochmals, bey keiner Sache in der Welt, findet das gemeine Sprüchwort: „Was man eingebrockt hat, das muß man ausessen;“ so sehr seine Anwendung, als bey Händeln.

Wenn vielleicht ein strenger Moralist jemals diese Blätter lesen sollte, so würde er diese meine hier geäußerten Grundsätze für sehr böse, den Grundsätzen der Religion und Sittenlehre ganz entgegenlaufend halten. Da ich aber keine mora-

lische Abhandlung schreiben, sondern meine jungen Freunde im Militärstande blos belehren will, wie sie sich in der jetzigen Welt und nicht in der, wie sie im Jahr 2440 vielleicht seyn wird, zu verhalten haben; so muß ich Ihnen das sagen, was ich nach meiner eigenen Erfahrung für das beste halte.

Daß ich keineswegs gesonnen bin, Sie durch das, was ich hier behauptet habe, zum Händelsuchen anzufeuern, oder zum militärischen Renomisten zu bilden; davon, glaube ich, habe ich Sie durch das, was Sie vorher in dieser kleinen Schrift gelesen haben werden, hinlänglich überzeugt. Hier will ich nur noch dieses hinzufügen, daß ich Sie bey Ihrem zeitlichen Wohl darum bitte, sich für diesem Charakter zu hüten. Er hat niemals in der Welt viel Glück gemacht; heutzutage aber führt selbiger ganz unvermeidlich ins Verderben. In keinem Dienst werden dergleichen elende Menschen lange gelitten; Cassation und oft am Ende gar der Bettelstab, das ist mehrentheils ihr wohlverdienter Lohn.

Wenn Sie sich schlagen müssen, so zeigen Sie sich bey dieser Gelegenheit immer, wie ein Mann von Ehre. Erfüllen Sie die zwischen Ihnen und Ihrem Gegner vorherbestimmten Gesetze aufs aller-

pünktlichste. Kämpfen Sie mit Muth und Gelassenheit; aber nie mit heimtückischer List.

Bleiben Sie Sieger; so behandeln Sie nach geendigtem Streit Ihren Feind mit Großmuth; spotten Sie nicht über ihn; reizen Sie ihn nicht aufs neue durch Großsprecherey zum Zorn; helfen Sie ihm, wenn er Ihrer Hülfe bedarf: und rühmen Sie sich nie seiner Niederlage. Werden Sie besiegt, so leiden Sie mit Geduld; klagen Sie nicht, machen Sie Ihrem Ueberwinder deswegen keine Vorwürfe; zeigen Sie ihm, wenn es anders ein Mensch ist, der sich Ihrer Freundschaft nicht unwürdig gemacht hat, daß Sie ihn deswegen nicht hassen, weil er Sie an Geschicklichkeit, oder vielleicht an bessern Waffen, oder endlich auch wohl gar an bloßem Glück übertraf; nur an Muth lassen Sie sich nicht übertreffen. Das ist alles, was man von Ihnen verlangen kann. Sprechen Sie weder vor noch nach beendigter Sache nicht zu viel davon, und am allerwenigsten mit solchen Leuten, die sie nicht zu wissen brauchen. Vorher, ehe eine solche Sache ausgemacht ist, müssen Sie mit niemanden, als höchstintimen Freunden, auf deren Ehrliebe Sie sich verlassen können, davon reden. Ein verehrungswürdiger Offizier, auf dessen Freund-

schaft ich stolz bin, drückte sich, als ihn unlängst bey einem solchen Vorfall jemand um Rath fragte, so schön als wahr, folgendermaßen darüber aus: „Das Duell verliert durch zu viel Publicität alle „seine Grazie.“ Ueberdieses läßt es noch, als wünschten Sie, die Sache möchte recht bekannt werden, damit selbige durch die Gesetze hintertrieben würde. Nachher müssen Sie aber auch nicht viel von solchen Sachen sprechen; und das rathe ich Ihnen zwar deswegen, weil der Fall, daß Sie gar keine Schuld an den vorgefallenen Händeln gehabt hätten, gar zu selten ist; seiner Fehler muß man sich aber nie rühmen. Ehre bringen dergleichen Sachen niemals; sie aber schlecht ausgemacht zu haben, kann sehr leicht unauslöschliche Schande über Sie ergießen.

Das, was ich Ihnen vorher über das Sekundiren beym Duell gesagt habe, müssen Sie ja nicht etwa zu weit ausdehnen. Lassen Sie sich zum Beyspiel nie darauf ein, jemanden, mit dem Sie nicht in ganz besonderer und langer Verbindung stehen, für Geld zu sekundiren. Ein Offizier muß, meiner Meynung nach, seinen Degen nie anders als im Dienst, oder zur Vertheidigung seiner eigenen, seines Kameraden, oder eines sehr

vertrauten Freundes Ehre ziehn. Vielleicht werden manche denken, daß ich auch hier meine Bedenklichkeit etwas zu weit treibe. Allein man fährt immer besser bey einem zu feinen als zu stumpfen Gefühle in Ehrensachen; und dieses scheint mir zu erfodern, daß man auch bey der größten Armuth das nicht für Geld thue, was nur das delikateste Ehrgefühl rechtfertigen, oder, wenn man will, entschuldigen kann.

Dreyzehnter Abschnitt.

Von den Zeitvertreiben junger Offiziers.

Wenn ich einem jungen, gesunden und immer fröhlichen Menschen sagen wollte: thue gar nichts, was unter die große Rubrik, sich einen Zeitvertreib machen, gehört, so wäre dieses, dünkt mich, eben so viel, als wenn ich zu ihm spräche: Höre auf Athem zu schöpfen. Dieses ist ganz gegen die Natur; und ein Mensch, der beständig so ganz in sich gekehrt, ohne alle Abwechselung, leben wollte oder müßte, würde bald nichts mehr, als ein nur zu einigen erzwungenen Verrichtungen geschicktes Automaton werden. Selbst der Geschäftsmann, der alle Tage acht bis zehn Stunden arbeiten muß, wird sich doch noch immer einige Stunden herbeyzuschaffen wissen, in welchen er eine Art von Zeitvertreib und von vergnügter Unterhaltung sucht; um wie viel eher nun muß der junge Offizier dafür besorgt seyn, dessen Dienstgeschäfte sehr oft des Tages kaum einige Stunden

erfodern? Es ist also hier nur davon die Rede, welchen Zeitvertreib, da es deren eine so zahllose Menge in der Welt giebt, er sich wählen soll. Der allerangenehmste, nützlichste und zugleich der, den man am längsten aushalten, und am wenigsten entbehren kann, ist unstreitig der gesellschaftliche Umgang. Ich hoffe Ihnen in den vorigen Abschnitten schon genug darüber gesagt zu haben, und will also hier nur noch einige allgemeine Regeln hinzufügen.

In allen unsern jetzigen Gesellschaften ist, Commerzspiele zu können, ein fast unentbehrliches Erfoderniß. Ohne mich hier in eine weitläufige Untersuchung einzulassen, ob es nicht besser sey, alles Spielen ganz aus der menschlichen Gesellschaft zu verbannen: so gestehe ich Ihnen im Gegentheil ganz offenherzig, daß ich Ihnen ein solches Spiel, wie ich es Ihnen schon in dem Abschnitt, der von der guten Wirthschaft handelt, beschrieben habe, als einen der besten Zeitvertreibe empfehle, den Sie nach der jetzigen Lage der Dinge nicht füglich entbehren können. Lernen Sie also, sobald als Sie Offizier werden, wenn Sie nicht schon vorher Gelegenheit dazu hatten, alle in der Gegend, in welcher Sie stehen, übli-

chen Commerzspiele: und geben Sie sich vorzüglich Mühe, daß Sie selbige gut spielen lernen. Denn außerdem, daß sich, so niedrig Sie auch immer spielen mögen, Ihr Beutel doch immer besser dabey befinden wird, wenn Sie das Spiel verstehen, so machen Sie sich durch diese Eigenschaft auch noch zum angenehmen Gesellschafter; da hingegen mit Jemanden spielen zu müssen, der das Spiel gar nicht versteht, oder sehr schlecht spielt, eine wahre Art von Marter ist. Ich muß Ihnen noch mehr sagen: es macht, wenigstens mir, eben nicht den vortheilhaftesten Begriff von dem Kopfe eines Mannes, wenn er nicht einmal im Stande ist, ein Spiel ordentlich zu lernen. Entweder er ist zu schwach, um auch nur die wenigen bey einem Spiele vorkommenden Fälle zusammen reimen zu können; oder er besitzt auch nicht einmal soviel Anstrengungsvermögen als nöthig ist, um sich, auch nur einige Stunden lang, mit einerley Sache zu beschäftigen. Derjenige nun, der sich in einem von beiden Fällen befindet, wird es nicht leicht dahin bringen können, daß man ihn mit Recht für einen sehr hellen Kopf halten sollte. Umgekehrt ist der Satz zwar wohl nicht immer ganz richtig, denn ich kenne ziemlich

schwache Köpfe, die aber doch ihre Spiele alle recht gut spielen: es beweist indeß doch immer so viel, daß sie Aufmerksamkeit genug besitzen, etwas mit Ordnung und anhaltendem Fleiße zu verrichten.

Zu einem guten und angenehmen Spieler gehört ferner, daß Sie nicht mit Leidenschaft spielen. Die Menschen, die bey anhaltendem Verlust völlig so gleichgültig oder gar bey eben so guter Laune bleiben, als im Gewinnst, sind zwar äußerst rar; denn nicht sowohl der Verlust des Geldes, der zumalen bey niedrigem Spiele oft kaum in Erwägung gezogen zu werden verdient, verstimmt ihre Laune, als das unserm ganzen Wesen gleichsam eingewebte unangenehme Gefühl sich immer überwunden zu sehen. Unsere Eigenliebe, ohne welche das menschliche Geschlecht nicht lange mehr bestehen würde, wird zu lebhaft gekränkt, wenn wir sehen, daß wir, es sey bey welcher Gelegenheit es wolle, beständig der leidende Theil bleiben, und immer den Kürzern ziehen müssen. Wir werden anfänglich auf das nicht zu beschreibende Ding, was wir Schicksal oder Glück nennen, gleichsam erzürnt, weil es uns durchaus und unserer Meynung nach', höchst ungerecht übel behandelt. Allmählig geht dieser unser Verdruß

auf diejenigen über, durch welche uns jene unbekannte Göttinn ihre Abneigung empfinden läßt. Auf diese Art habe ich mir es erklärt, wenn ich oft die großmüthigsten und sogar zur Verschwendung geneigten Leute bey dem allerunbeträchtlichsten Verlust recht im Ernst verdrüßlich werden sah. Dieses Gefühl liegt also wirklich in unserer Natur, man muß es sich folglich um desto ernstlicher angelegen seyn lassen, seinen zu lebhaften Ausbruch so viel als möglich zu mäßigen, wenn man nicht sehr bald als ein höchst unangenehmer Spieler bekannt, und zuletzt gar vermieden werden will.

Einen noch sehr sonderbaren Umstand werden Sie, wenn Sie oft spielen, wo nicht gar an sich selbst, doch wenigstens gewiß an andern bemerken: das ist, ein gewisser fast unüberwindlicher Hang zum Aberglauben. Es scheint, als läge ein dunkler Gedanke in uns verborgen, es ließe sich die blinde Göttinn mit dem Rade durch gewisse ihr zu bringende Opfer gewinnen, oder durch ihr mißfällige Dinge von sich verscheuchen. Dadurch habe ich immer geglaubt, entstehe es, daß auch selbst die allerklügsten Männer, die über alles was Aberglaube heißt spotten, und wirklich erhaben sind, doch beym Spiel selbigen ängstlich

beobachten. So können es zum Beyspiel viele Leute nicht leiden, wenn sich jemand neben ihnen setzt, oder ihnen in die Karte sieht. Andere schränken diese Abneigung nur auf einige Menschen ein, von denen sie behaupten, sie brächten ihnen Unglück. Noch andere stehen in der Meynung, das Glück sey nur immer an einen gewissen Platz gebunden. Vermuthlich rührt von dieser fast durchgängig herrschenden Meynung der Gebrauch her, die Plätze am Spieltisch zu verloosen, welches in einigen Spielen, wie z. B. in Whist, als ein Vorrecht sich seinen Platz zu wählen, betrachtet wird. Noch andern ist die Farbe der Marken oder der Karten ein sehr wichtiger Umstand. Eben so viele glauben, es sey vorzüglich erfoderlich, um das Glück nie zu beleidigen, daß man nie genau seinen Verlust oder Gewinnst angeben müsse. Kurz man könnte ganze Bogen damit füllen, wenn man alle diese Vorurtheile aufzeichnen wollte. Ihnen rathe ich aber hier nur, alles dieses für Thorheit zu halten, oder wenigstens, wann Sie sich nicht völlig davon überzeugen können, nie mit Eigensinn oder Ungestüm auf solchen Sachen zu bestehn. Sollten Sie bemerken, daß Ihre Mitspieler, besonders wann dieses Leute sind, denen

Sie außerdem Achtung oder Freundschaft zu erzeigen die Obliegenheit auf sich haben, nicht gern von einem dieser Vorurtheile ablassen wollen; so gestatten Sie ihnen die Beobachtung derselben ohne vieles Murren. Es kostet ja so erstaunend wenig, der Laune einer alten sonst vielleicht guten und würdigen Frau am Spieltisch ein so kleines Opfer zu bringen! Von einer solchen unbedeutenden Gefälligkeit hängt es vielleicht blos ab, daß Sie in den Ruf eines guten Spielers, oder was an vielen Orten fast gleichbedeutend ist, in denjenigen eines angenehmen Gesellschafters kommen.

Da Sie, wie ich Ihnen schon gerathen habe, durchaus alles Spiel hohe vermeiden müssen; so kann es Ihnen unmöglich viel kosten, dasjenige zu werden, was man unter einem generösen Spieler versteht. Bedienen Sie sich also niemals kleiner niedriger Vortheile, als das Besehen liegen bleibender oder weggeworfner Karten, das Sehen in das Spiel der andern, und solcher ähnlichen Dinge. Vergessen Sie Ihre Spielschulden nie, gleich und immer richtig, zu bezahlen. Alle Arten von Betrügereyen sind ohnedieß dem Charakter des ehrlichen Mannes gänzlich zuwider, ob sie selbige gleich, wie ich Ihnen schon gesagt habe, zuweilen an Leuten

bemerken werden, die für Muster von Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit gehalten seyn wollen. Kommen Sie in diesen Fall, eine solche unangenehme Entdeckung zu machen, so betragen Sie sich ja dabey mit der allergrößten Vorsicht. Sind es Leute, die Ihnen bey hundert andern weit erheblichern Gelegenheiten Schaden thun könnten, so thun Sie entweder, als bemerkten Sie die Sache gar nicht, oder deuten Sie Ihr Gewahrwerden derselben auf eine so feine Art an, daß jener glauben muß, sie suchten ihn blos, weil er sich vielleicht aus Uebereilung geirrt hätte, wieder zurecht zu weisen. Dieß hilft so viel, daß man künftig dergleichen Kunststücke so leicht nicht wieder gegen Sie braucht. Zum Beweise, wie man sich auf eine sehr höfliche Art aus dergleichen Sachen ziehen kann, mag folgendes Geschichtchen dienen:

Ich spielte einmal mit einer vornehmen Frau Lhomber; die sich niemals das Aufschreiben der Bethen nehmen ließ. So oft sie nun eine machte, so schrieb sie mir selbige gemeiniglich an. Ich setzte einige davon, ohne ein Wort zu sagen; endlich sagte ich ihr sehr freundlich: daß ich es mit außerordentlich viel Erkenntlichkeit empfände, da ich sähe mein Andenken beschäftige sie so lebhaft, daß

sie immer alles, was sie selbst sich anzuschreiben hätte, unter meinen Namen setzte. Sie lachte, sagte mir wieder etwas artiges, und von dem Augenblick an schrieb sie richtig und ordentlich auf. Können Sie sich durch so etwas an denenjenigen rächen, die die Kunst, das Glück recht sicher zu führen, so gut verstehen, so empfehle ich Ihnen solche Mittel zu brauchen. Wenn das aber nicht ist, so machen Sie sich lieber, wenn Sie oft in den Fall kommen sollten, von dergleichen Partien ganz los.

Vermeiden Sie auch ja ganz vorzüglich, wenn Sie mit Glück spielen, Ihren Mitspielern durch ausgelassene Aeußerung Ihrer Freude, durch ekelhafte Pralerey oder gar durch eine beleidigende Art von Generosität lästig zu werden: denn alles dieses ist fast noch unerträglicher, als das jämmerliche Klagen oder das gar unsittliche Fluchen beym Verlust. Seyn Sie nie zänkisch beym Spiel, befolgen Sie die einmal dabey festgesetzten Regeln auf das pünktlichste, und vermeiden Sie alles was zu Verdrüßlichkeiten Anlaß geben könnte. Ich bin deswegen bey dem Spiel überhaupt etwas weitläufig gewesen, weil es ein Zeitvertreib ist, den Sie, wie ich schon gesagt habe, nicht nur nicht

vermeiden können, sondern den ich Ihnen auch gar anempfehle. Wenn Sie freylich gar nichts anders thun wollten, als spielen; so würden Sie allerdings für einen andern Theil des gesellschaftlichen Lebens ein unbrauchbares Mitglied werden, und Ihre Zeit auf das sträflichste verderben. Als Zeitvertreib aber betrachtet, ist Ihnen das Spiel wahrhaftig unentbehrlich. Auch außer den Gesellschaften der sogenannten großen Welt wüßt' ich Ihnen bey sehr vielen Fällen keine schicklichere Unterhaltung vorzuschlagen. Wenn Sie unter Ihren Kameraden, oder in einer kleinen Garnison vielleicht auf dem Kaffeehaus, in einem Klub, Kränzchen oder wie die Versammlung sonst heißen mag, mit Leuten aus andern Ständen sich befinden, so können Sie unmöglich immer sprechen. Wenn man oft und vielleicht täglich in ein und der nehmlichen Gesellschaft ist, fehlt der Stoff zu einer nur muntern, geschweige gar vernünftigen Unterhaltung sehr bald: und ein die Finanzen nicht in Unordnung bringendes Spiel ist gewiß immer besser, als ein Kopf und Herz, oder den guten Namen Anderer verderbendes Gespräch.

Sie werden sich oft in Umständen befinden, wo Ihnen gar kein anderes Mittel, die fürchterlich

lich langdauernde Zeit zu verbringen, übrig bleibt, als ein kleines Spiel. Was wollen Sie zum Beyspiel im Cantonirungsquartier machen, wo Sie vielleicht in einem elenden Bauerhause mit dem Wirth, seiner Familie und noch zwey oder drey Ihrer Kameraden in einer kleinen Stube zusammengepreßt liegen; kaum einen vernünftigen Gedanken haben, vielweniger etwas lesen oder schreiben können? Eben so wird Ihnen im Zelte, wo Sie kaum ein Buch lesen können, ein kleines Spiel mit Ihren Kameraden das einzige und beste Mittel gegen die oft äußerst lästig werdende Langeweile bleiben.

Ein zweytes gesellschaftliches Vergnügen ist das Tanzen: verabsäumen Sie also nicht, wenn Sie nur einige Gelegenheit dazu haben, auch diese Geschicklichkeit zu erlernen. Einen jungen hübschen Offizier kleidet es außerordentlich wohl, wenn er mit gutem Anstande und mit Leichtigkeit tanzt. Hingegen ist es eben keine sonderliche Empfehlung für den jungen Offizier, wenn er, es sey aus Faulheit oder aus Eigensinn, gar nicht, und auch wenn er aus natürlichem Ungeschicke auf eine lächerliche Art schlecht tanzt. Sie müssen also tanzen können; Sie müssen, zum Besten des guten

gesellschaftlichen Umganges, Theil an dergleichen Vergnügungen nehmen, wo sie üblich sind, und Ihnen vorgeschlagen werden, Sie müssen auch bey solchen Gelegenheiten willig und artig tanzen. Am besten wird es freylich seyn, wenn dieses Vergnügen von Natur Reize für sie hat. Die Zeiten, wo dieses nicht mehr stattfinden wird, werden nur zu früh kommen: so lange also die glücklichen Tage dauern, in denen Ihr Herz und Ihre Füße schon bey dem Klange einer einzigen Geige springen; so genießen Sie es so viel, als Sie können.

Betragen Sie sich auf Bällen immer ganz mit der gehörigen Höflichkeit, wie dieses ohnehin von wohlerzogenen Menschen erwartet wird. Zeigen Sie sich als einen solchen, der es nie vergißt, daß ein gesitteter junger Mensch, der in guter Gesellschaft tanzen will, sich anders da betragen muß, als der Musketier, wenn er in dem Wirthshause seine Bauernschöne herumstößt oder herumreißt, das heißt, tanzen Sie nicht wild und ausgelassen, sondern sittsam und artig. Dieß ungezogene Tanzen ist ein Fehler, in welchen ich schon manchen jungen Offizier habe verfallen sehn. Es giebt zwar Gesellschaften wo das üblich ist, und

wo ein solcher Tänzer gefällt und ein rascher Tänzer heißt; allein in solchen Gesellschaften, wo die Tänzerinnen so denken, rathe ich Ihnen nicht das gesellschaftliche Vergnügen des Tanzes zu suchen. Das beste, was sich davon denken läßt, besteht darin, daß die Sitten dieser Gesellschaften pöbelhaft sind.

Wenn Sie tanzen, so geben Sie sich die erfoderliche Mühe, die angefangenen Touren ordentlich zu machen. Nichts in der Welt kann bestehn, wenn nicht Ordnung in der Ausübung herrscht, und dieß ist auch beym Tanzen wahr. Es sieht abscheulich aus, wenn jemand nicht im Stande ist, die vorkommenden Touren zu behalten; es ist beleidigend für die Gesellschaft, wenn er es nicht für der Mühe werth zu halten scheint, die nöthige Aufmerksamkeit darauf zu verwenden, um sie ordentlich zu merken, und auf diese Art alle Ordnung des Tanzes und dessen Vergnügen stöhrt. Endlich aber würde es viel Starrköpfigkeit und Eigendünkel voraussetzen, wenn sie einer willkührlich im Tanze abändern wollte. Außerdem hat das etwas Beleidigendes für den Vortänzer, ist der Ordnung zuwider und kann leicht Anlaß zu Streitigkeiten und Händeln geben.

In Ansehung letzter, so werden Sie, wenn Sie meinen in dem Abschnitt, der vom Umgang mit Leuten aus andern Ständen handelt, gegebenen Regeln folgen, und nicht selbst durch Unhöflichkeit, vorsetzliche Unordnung, oder andere Ungezogenheiten, sich Verdrüßlichkeiten zuziehen, so leicht keinen Zank und Streit in irgend einer Tanzgesellschaft bekommen. Wenn Sie wirklich ein guter Tänzer sind, so drängen Sie sich nicht immer dazu, der Vortänzer zu seyn, noch weniger machen Sie etwa gar den Tanzmeister.

Eine andere, seit einiger Zeit gebräuchlich gewordene gesellschaftliche Unterhaltung ist das Aufführen theatralischer Vorstellungen. Dieß ist gewiß ein Mittel, einem jungen Menschen eine Art von anständiger Dreistigkeit zu geben, und selbigen zu lehren, wie er mit gutem Anstande sprechen und sich zeigen soll.

Wenn es in Ihrem Dienst nicht etwas ganz ungewöhnliches ist, und ein solches Vergnügen nicht vielleicht Ihrer Börse zu lästig fällt, so entziehen Sie sich dieser Art von Vergnügung, wenn Sie dazu aufgefodert werden, nicht. Geben Sie sich aber auch alsdann alle Mühe, damit Sie das, was sich die Gesellschaft von Ihnen verspricht,

wirklich leisten können. Sollten Sie aber bey einer solchen Gelegenheit nur als Zuschauer eingeladen werden, so betragen Sie sich dabey ruhig und ordentlich.

Ich will hier beyläufig mit anmerken, daß ich Sie überhaupt, meine jungen und lieben Freunde, recht dringend bitte, sich bey allen solchen öffentlichen Gelegenheiten so zu betragen, wie man es von wohlerzogenen jungen Offiziers von Rechtswegen ohnedieß immer hoffen sollte. Wenn ich in einen Ort gekommen bin, in welchem, wie das mehrentheils zu seyn pflegt, die Garnison im Schauspielhause ihren besonders angewiesenen Platz hat, und das sogenannte Parterre noble ausmacht, und ich bemerkte da ein ungezogenes Lärmen, ein lautes Plaudern, ein Getösemachendes Aus- und Einlaufen, ein übertriebenes Schreyen, oder wohl gar Arten von Ungezogenheiten, die sich in den Seestädten kaum die Matrosen erlauben würden: so verließ ich das Theater immer mit dem traurigen Gedanken, daß in der Garnison keine gute Zucht unter den Offiziers seyn müßte, und es war mir immer sehr lieb, daß ich nicht lange mit selbigen leben mußte; denn was läßt sich von solchen jungen Leuten für gesellschaftliches Ver-

gnügen erwarten; die sich, und was das schlimmste ist, den ganzen Stand an einem öffentlichen Ort so recht als Muster der Ungezogenheit und des völligen Mangels guter Lebensart preißgeben? Dergleichen Dinge sind blos Schuld daran, wenn das Militär nicht durchgängig so geachtet wird, wie es sonst gewiß geschähe, wann es sich nicht selbst zuweilen, durch sein Betragen, um alle Achtung brächte. Ein Fremder, der heute vielleicht gerade im Schauspielhause eine solche Ungezogenheit bemerkt hat, wird nun an einem dritten Ort nicht erzählen: Ich war da und da in der Komödie, und dieser oder jener Offizier betrug sich äußerst ungebührlich. Sondern er sagt blos: In dieser Garnison sind die Offiziere erschrecklich ungezogen. Durch eine einzige ähnliche Erzählung kömmt also nicht blos der einzelne, sondern das ganze Corps Offiziers einer Garnison, oder eines Regiments, oder wohl gar eines Landes in einen üblen Ruf. Wenn es Ihnen also, wie ich hoffe, nicht gleichgültig ist, was man von dem Corps Offiziers, bey welchem Sie dienen, denkt und spricht, so betragen Sie sich an allen öffentlichen Orten, wo Sie von so mancherley Leuten bemerkt werden, immer ordentlich und sittsam. Leiden Sie es sogar nicht,

wenn einer Ihrer Kameraden Ihnen durch solche Unschicklichkeiten Schande machen will. Lassen Sie es ja nicht so weit kommen, daß man vielleicht gar bey der öffentlichen Pärole befehlen müsse: Die Herrn Offiziers möchten künftig sich in der Komödie ruhig verhalten. Ich kann es recht lebhaft fühlen, wie einem Regimentschef oder gar einem Fürsten zu Muthe seyn muß, wann ihm die Ungezogenheit seiner Offiziers dergleichen Befehle abnöthigen, die zu ihrer unauslöschlichen Schande in die Ordrebücher eingetragen werden, und es gleichsam ihren Nachkommen verkündigen, wie sie sich so vergessen konnten, daß man ihnen Sachen befehlen mußte, die man eigentlich von jedem gesitteten Handwerkspurschen erwartet. In was für einem Lichte müssen die Offiziers, die sich in einem solchen Falle befinden, ihren Unteroffiziers erscheinen, in deren Beyseyn ihnen dergleichen unangenehme Befehle vorgelesen werden: ich dächte, in den ersten vier Monaten wenigstens hätten sie nicht das Herz, einem solchen eine begangene Ungezogenheit zu verweisen.

Ein anderes gesellschaftliches Vergnügen ist das Trinken: da dieses ein Zeitvertreib ist, den man nur in Gesellschaft von Männern haben kann;

so artet er eben deswegen oft und sehr leicht in Unordnung und Ungezogenheit aus. Machen Sie es daher ja nicht zu Ihrem Haupt- und Lieblingszeitvertreibe. Wenn Sie schon als ein sehr junger Mensch anfangen, viel zu trinken, so laufen Sie sehr leicht Gefahr, Ihre Gesundheit, wo nicht ganz zu verlieren, doch wenigstens sehr zu zerrütten. Nicht sowohl der viele Wein, den Sie trinken, als die Menge des schlechten und verfälschten Weins, den man Ihnen für Ihr schweres Geld beynahe durchgängig in allen Weinhäusern verkauft, vergiftet Ihr Blut, schwächt Ihre Nerven und verdirbt Ihre Säfte. Ich weiß es leider nur zu gut, daß es fast unmöglich ist, daß Sie nicht zuweilen dem Gott des Weins ein Opfer bringen sollten. Machen Sie nur ja, daß dieses nicht zu oft kommt, und besonders gewöhnen Sie sich ja nicht an, sich ganz allein auf Ihre eigene Hand mit der Flasche zu belustigen. Wenn Sie erst so weit gekommen sind, dann haben Sie bis zum entschiedenen Säufer nur noch wenig Schritte zu thun; und wie unglücklich Sie sich dadurch machen werden, will ich Ihnen nur in wenigen Worten begreiflich machen, indem ich Sie versichere, daß Zerrüttung Ihres Körpers, gänzliches

Abstumpfen Ihrer Geisteskräfte, Verlust des Gefühls für Ehre und Schande, Hang zur niedrigsten Lüderlichkeit, allgemeine Verachtung, drückende Armuth, und ein elender Tod, die unausbleiblichen Folgen des Saufens sind. Hüten Sie sich ja sorgfältig vor dem ersten Schritte, der zu diesem fürchterlichen Laster führt. Bey keinem einzigen trifft das, was der vortrefliche Gellert sagt: „Mit ihm ist schon der zweyte Schritt auch zu dem nächsten Fall gethan,“ sicherer ein. Wie erstaunend plötzlich der Hang zum Trunk überhand nehmen kann, davon habe ich ein Beyspiel erlebt, das ich nie vergessen werde, und das ich Ihnen zur Warnung hier erzählen will.

Ich hatte einen Kameraden, der für mich einer von denen wenigen war, mit welchen ich in meinem ganzen Leben in der allerengsten Vertraulichkeit gestanden habe. Dieser vortrefliche, wohlerzogene, liebenswürdige junge Mann, der ein eben so tüchtiger Offizier, als treuer Freund und angenehmer Gesellschafter war, besaß, als ich seine Bekanntschaft machte, eine solche Abneigung gegen alles übermäßige Trinken, daß er sich, da wir einsmals eine Art von Bacchanal feyerten, lieber schlagen, als ein einziges Glas Wein mehr, als

er vertragen zu können glaubte, trinken wollte. So lebte er Jahre lang, bis ich endlich nach einigen, meist in seiner Gesellschaft glücklich durchlebten Jahren, auf Urlaub ging. Bey meiner, nach wenig Monaten erfolgten Rückkehr fand ich ihn ganz verändert.

Stellen Sie sich vor, daß diese kurze Zeit schon hinreichend gewesen war, ihm das Saufen so anzugewöhnen, daß er sich richtig alle Abende, selbst wenn er im Dienst war, betrank. Die süße Gewalt, die mir unsere vertraute Freundschaft über ihn gab, und meine unermüdete Aufmerksamkeit, (das einzige Mittel, was ich überhaupt kenne, um einen das Trinken liebenden Menschen vor diesem Fehler zu hüten) brachten es in kurzer Zeit wieder so weit, daß er, wenn schon nicht ganz unterließ, es doch wenigstens viel seltener that. Das Angenehme unserer Verbindung hatte indessen doch schon viel verloren. Ich mußte oft das verhaßte Geschäft eines Aufpassers machen, List und beynahe Gewalt anwenden, um ihn vor seiner unglücklichen Neigung, die schon so tiefe Wurzel bey ihm geschlagen hatte, und vor der schlechten Gesellschaft, welche diese immer mehr zu reizen suchte, zu hüten. Ich kann mit Wahrheit, be-

kennen, daß es mir ordentlich sauer wurde, meinen armen Freund so gleichsam zu bewachen. Ich wurde aber doch für diese Mühe hinlänglich belohnt, weil ich, nach Verlauf eines halben Jahres ungefähr, ihn fast gänzlich aus jener bösen Gesellschaft entfernt, und ihm vorzüglich einen andern Aufwärter gegeben hatte, vor welchen er sich schämte, sich betrunken zu zeigen. Das Regiment, bey dem wir Beide stunden, mußte endlich in dem, im Jahr 1778 ausbrechenden Bayrischen Erbfolgs-Krieg aufbrechen. Hier konnte ich das nicht mehr mit eben der Aufmerksamkeit für meinen unglücklichen Freund thun, was ich bisher gethan hatte, und er verfiel sehr bald und so stark wieder in seine ehemalige Ausschweifung zurück, daß er Sachen beging, die ihm ernsthafte Verweise und endlich harte Strafen von seinen Vorgesetzten zuzogen. Nun ging es so mit ihm, wie es meistens zu gehen pflegt, wenn man den Fehlenden durch keine andern Mittel mehr als durch Strafen zurecht weisen kann oder will. Das, was er vorher nur aus leidenschaftlichem Vergnügen gethan hatte, that er nun eben so oft aus Trotz, aus Verzweiflung, und um das schreckliche Vergnügen genießen zu können, gegen ein strenges Ver-

bot zu handeln, und es mit einer Art von Gefahr zu bekämpfen. (In diesen wenigen Zeilen, glaube ich, könnte man den Grundriß zu der Geschichte beynahe aller bis auf den äußersten Grad von Verworfenheit gebrachten Verbrecher finden.)

Eine tödliche Krankheit, die meinen armen Freund bis an die Pforten des Todes führte, unterbrach auf einige Zeit den schnellen Lauf zu seinem Verderben. Ich widmete ihm alle die Zeit, die mir mein Dienst erlaubte, und nöthigte ihm, mit meinen dringenden Bitten, die heilige Versicherung ab, die er mir mit schon halb erstorbenen Lippen gab, von seinem Irrwege zurückzukehren, und das Trinken ganz zu unterlassen. Nach dem kurz darauf erfolgten Frieden kehrten wir in die Garnison zurück. Seine Gesundheit hatte sehr gelitten; seine Wirthschaft war in der schrecklichsten Unordnung; der gute Ruf, in welchem er sonst gestanden hatte, war fast ganz verloren; seine Besserung selbst war nicht dauerhaft: kurz, es schien, als sey es vom Schicksal beschlossen, daß dieser arme junge Mann zu einem fürchterlichen Beyspiele bestimmt seyn sollte; denn nun kam man gar auf den unglücklichen Einfall, ihn, unter dem

Vorwande, als müsse man suchen, ihn in eine ganz andere Lage zu bringen, ins Reich auf Werbung zu schicken. Hiermit war gleichsam der Stab über ihn gebrochen; ohne Freund, ohne alle Aufsicht, mit vielem baaren Gelde in der Hand, überließ er sich nun in sehr kurzer Zeit den allerniedrigsten Ausschweifungen und unternahm Dinge, die sein Zurückrufen vom Werbeplatz veranlaßten. Nur die Achtung, die man seiner Familie schuldig zu seyn glaubte, schützte ihn vor der Cassation. Sein Körper war so wie sein Geist völlig zerstört, und der Himmel ließ ihm, um selbigen vor mehrerer Schande und längerem Leiden zu schützen, noch die Wohlthat wiederfahren, ihn kurz nach seiner Rückkehr auf öffentlicher Straße in Konvulsionen aus dieser Welt, die er sich selbst zur Hölle gemacht hatte, abzufodern. Dieß war das schreckliche Ende eines hoffnungsvollen jungen Mannes, der unvorsichtig genug war, sich dem Vergnügen des Trunks zu überlassen. Lesen Sie, meine Freunde, diese traurige Geschichte mit Aufmerksamkeit: sie wird Ihnen beweisen, wie schwer und fast unmöglich es sey, sich von der Leidenschaft zum Trunk wieder loszumachen, und wie leicht es ist, in dieselbe zu verfallen.

Es wird Ihnen leider nur zu leicht werden, sich sehr bald durch Beyspiele zu überzeugen, was für gefährliche und unheilbare üble Folgen der Trunk haben kann. Wenn Sie einen Offizier sehen, der bis auf die letzte Stufe des menschlichen Elends, bis an den Bettelstab herabgesunken ist; wenn Sie von einem andern hören, daß er sein elendes Leben auf einer Festung verschmachten muß; wenn Sie einen Dritten sehen, der noch bey rüstigen Kräften mit einer kümmerlichen Pension sich elend behelfen muß, und Sie untersuchen die Ursache der Leiden solcher Menschen, so werden Sie gewiß unter zehn Fällen, wenigstens neune finden, wo es blos der Trunk war, der den Unglücklichen dahin brachte, wo Sie ihn finden.

Wird es auch mit dem bis zum wirklichen Säufer herabgesunkenen Offizier nicht immer ganz so schlimm, so werden Sie ihn, wenn Sie seine Lage genau untersuchen, doch gewiß mit allem Recht für ein erbärmliches und mitleidenswürdiges Geschöpf erkennen müssen. Seine Gesundheit ist geschwächt; er hat keine andere Lebenskräfte mehr, als die, die ihm auf wenig Augenblicke der Wein oder gar der Brandewein einhauchen; er hat sich um Vermögen, Kredit, äußer-

lichen Anstand, Achtung und Ansehen gebracht. Sein Verstand ist ganz verstimmt; er kann nicht mehr denken; kaum noch vernehmlich sprechen, und wenn er nicht voll ist, so quält ihn die unerträglichste Langeweile, die auch schon sein bloßer Anblick über alle andere Menschen, die das Unglück haben, mit ihm leben zu müssen, verbreitet.

Mit Vergnügen schreibe ich es, daß auch diese Arten von Mißgeburten in allen Diensten anfangen seltene Erscheinungen zu werden; unter jungen Offiziers findet man deren äußerst wenige: stößt man ja irgendwo noch auf eine solche traurige Erscheinung, so kann man fast sicher darauf wetten, daß es ein alter Stabsoffizier sey, den man, wie ein dem Regiment zur Last fallendes Inventariumsstück noch so mit fortschleppt, entweder weil man ihn nicht unglücklich machen will, da man ohnehin darauf rechnet, daß er diese Lebensart nicht lange werde aushalten können, oder weil man mit den Pensions gar zu zurückhaltend ist. Ich gestehe, daß ich sowohl jene Nachsicht, als auch diese zu weit getriebene Sparsamkeit tadle: denn solche Leute sind wirklich eine Art von Pest für ein Regiment, weil sie mehrentheils den unglückseligen Hang haben, sich in Gesellschaft an-

derer voll saufen zu wollen, und auf diese Art so oft manchen jungen noch ganz unverführten Offizier verderben. Denn wenn dieser eine solche erschreckliche Gesellschaft nicht so ängstlich als ein Ungeheuer vermeidet, so wird er unglücklich, ehe er sich es selbst versieht. Als eine Warnungsregel gegen den Hang zum Trinken, empfehle ich Ihnen besonders, sich unter keinerley Vorwand das sogenannte Schnapsen anzugewöhnen. Ich habe mehr als einen Menschen, vornehmen und niedrigen Standes, gekannt, der blos dadurch so recht unvermerkt ein Brandeweinsäufer würde, weil er anfieng, bald unter dem Vorwand eines schwachen Magens, bald um sich vor der übeln Luft zu schützen, bald um recht gut zu schlafen, bald aus hundert andern solchen Scheingründen, Brandewein zu trinken. Der Körper gewöhnt sich sehr bald dermaßen an dieß abscheuliche Getränk, daß man es, wenn man es nur auch Tagelang gebraucht hat, kaum mehr entbehren kann, ohne sich wirklich eine Art von Unpäßlichkeit zuzuziehen. Ich bitte Sie daher ganz inständig, halten Sie sich nie ein sogenanntes Brandeweinsbullchen in Ihrem Quartiere; denn dieß ist schon der erste Schritt zum Brandeweinssäufer.

Alle

Alle Gelage, wo man blos in der Absicht zusammenkommt, um das Bischen Verstand, was man vielleicht noch in selbige mitgebracht hat, ganz aus seinem Kopfe wegzuschwemmen, müssen Sie völlig vermeiden. Finden Sie erst an diesen Geschmack, dann werden Sie sehr bald alle andere Gesellschaft, in welcher Sie dieses abscheuliche Vergnügen nicht genießen können, fliehen: und alsdenn wird es nicht lange mehr dauern, bis Sie soweit kommen, daß Sie sich auch ohne alle Verführung ganz allein auf Ihre eigene Hand betrinken; und wenn es erst soweit mit Ihnen gekommen ist, dann sind Sie unwiederbringlich verloren.

So sehr Sie mich hier gegen das Trinken eifern hören, so muß ich doch, und sollten Sie auch über mich lachen, und mich für sehr unbestimmt in meinen Grundsätzen halten, Ihnen sagen, daß ich Sie keinesweges dahin bringen will, dem lieblichen Becher der Freude ganz zu entsagen. Im Gegentheil, ich bekenne Ihnen hiermit öffentlich, daß ich von demjenigen, der besonders in seinen jüngern Jahren sich gar nie einmal beym fröhlichen Mahle mit seinen Freunden einen kleinen Rausch getrunken hat, nicht viel halte. Er ist gewiß ein in sich gekehrter, finsterer und verstimmter Mensch, dessen Herz immer voll heim-

licher Tücke ist. Finden Sie einen Menschen, der gar keinen Wein trinkt, (bey einem alten oder völlig schwächlichen Manne kann dieß eine Ausnahme leiden) so fliehen Sie seinen Umgang; ich wette hundert gegen eins, daß er nichts taugt. Ich habe in meinem Leben nur zwey dergleichen Leute gekannt, und ich muß ihnen beiden das Zeugniß geben, daß beide rechte ausgemachte Schurken waren. Geben Sie nur, wann Ihnen solche Leute vorkommen, etwas genau auf ihren Charakter Achtung, und Sie werden gewiß finden, daß ich Recht habe.

Wenn Sie also einmal in einer Gesellschaft sind, wo nicht das Verlangen, sich zum Thiere zu machen, sondern muntre Jugendfreude oder vertraute Offenherzigkeit Ihnen das Glas etwas öfter als gewöhnlich in die Hand giebt, so schlagen Sie es nicht mit affektirtem finstern Ernst aus: scherzen Sie sich satt, und trinken Sie sich froh; das schadet gar nichts. Fällt auch allenfalls in einer solchen Gesellschaft ja einmal etwas vor, worüber an dem folgenden Tage noch gesprochen werden muß, so benehmen Sie sich dabey so, wie ich es Ihnen in den vorigen Abschnitten gezeigt habe. Wenn Sie in der Wahl Ihres Umgangs immer so behutsam sind, wie ich es Ihnen empfohlen habe, so werden Sie ohnehin auch nach

dergleichen fröhlichen Zusammenkünften nichts zu befürchten haben. Nur machen Sie unter keinem Vorwande das Trinken zu Ihrem Zeitvertreibe.

Sehr viele Offiziers brauchen die Jagd als ein Mittel, sich Unterhaltung und Vergnügen zu verschaffen. Schon in dem Abschnitte, der von der Wirthschaft handelte, habe ich Ihnen gezeigt, daß dieß ein sehr kostbarer Zeitvertreib ist. Hier will ich Ihnen noch einige Gründe angeben, warum ich Ihnen dieß Vergnügen weniger, als jedes andere empfehle.

Man hat zwar das Vorurtheil, als sey die Jagd eine dem Offizier ganz vorzüglich angemessene Beschäftigung, weil sie viel Aehnlichkeit mit dem Kriegführen habe. Ich gestehe offenherzig, daß ich diese Aehnlichkeit nie habe finden können. Wenn ein furchtsames, meistens fliehendes Thier zu tödten; um ihm beyzukommen im offenen Felde herumzulaufen; sich dabey vielleicht der übeln Witterung auszusetzen; ein Bild der Kriegskunst seyn soll: so hat, deucht mich, das Metzgerhandwerk auch völlig diese Aehnlichkeit. Der Metzger läuft auch bey gutem und schlechtem Wetter auf dem Felde herum, hetzt das Stück Vieh mit seinem dazu abgerichteten Hunde; ist bey dem ersten Angriff oft noch mehrerer Gefahr ausgesetzt, als der

Jäger; und bringt es endlich mit gewissen erlernten Handgriffen eben dahin, wohin jener das Stück Wild mit der Flinte oder Büchse verhilft. Krieg ohne Gegenwehr ist kein Krieg: denn gewiß, wenn man es mit dem Feinde eben so machen könnte, wie der Jäger mit dem Hirsch, oder der Metzger mit dem stärksten Ochsen, dann wäre wahrlich das Handwerk des Helden das allereinfachste und leichteste unter der Sonne.

Man sagt ferner, die Jagd härte die Leute ab, und gewöhne sie an Strapazen; das mag seyn. Dann lassen Sie aber den Hofmann, den Stubengelehrten oder den Domherrn auf die Jagd gehen. Ihnen fehlt es wahrlich nicht an Gelegenheit, Ihren Körper abzuhärten, wenn Sie es sonst nur thun wollen. Im Gegentheil zwey solche, den Körper hart angreifende Sachen, als Jagd und Militärstrapatzen, sind, deucht mich, zusammen vereinigt, mehr als ein gewöhnlich organisirter Mensch zu leisten vermag.

Wenn der Offizier zum Beyspiel sich heute recht müde auf der Jagd gelaufen hat, so wird er, wenn er den andern Tag auf die Wacht kommt, die verlornen Kräfte gewiß durch einen vierundzwanzigstündigen sanften Schlummer wieder zu erlangen suchen. Ob nun dabey der Dienst nicht

mehr verliert, als der junge Kriegsmann auf der Jagd von der Kriegskunst erlernt hat, ist wohl nicht schwer zu entscheiden. Muß er den andern Morgen, nach einer ermüdenden Jagdpartie, exerzieren, manövriren oder marschiren, so wird er gewiß müder, verdrossener, weniger aufmerksam, und mithin unbrauchbarer seyn, als derjenige, der seine gehörige Ruhe gehabt hat.

Wird die Neigung zur Jagd gar Leidenschaft, und das wird sie, wie mir die Erfahrung oft gezeigt hat, leicht: so opfert ihr der Offizier alle Pflichten seines Dienstes auf. Er kann es kaum erwarten, bis das Exerziren oder die Parade vorbey ist, um gleich wieder ins Feld laufen zu können. Während der ganzen Jagdzeit ist gewiß an kein Quartiervisitiren, oder irgend eine Art von Achtsamkeit auf seine Compagnie oder Eskadron, zu denken. Auf einem Marsch verläßt er diese wohl gar, sobald er ins Nachtquartier eingerückt ist, ohne sich um seine Leute zu bekümmern, um das Vergnügen genießen zu können, einen armen Hasen zu besiegen. Wann Sie nun dergleichen Sachen gar zu oft versuchen, so könnte es leicht kommen, daß Sie sich bey einem Chef oder Commandeur, der das Vergnügen der Jagd nicht so wie Sie zu schätzen weiß, mancherley sehr ernstlichen Verdruß zuziehen.

Gewiß nicht ganz ohne Grund behauptet man, daß die Jagd diejenigen, die ihr Hauptgeschäfte daraus bilden, etwas roh und ungesittet mache. In diesen Fehler kann nun der Offizier ohnedieß schon, wenn er nicht immer sehr aufmerksam auf sich selbst ist, sehr leicht verfallen. Verbindet er nun vollends zwey Beschäftigungen, die so leicht zu einem wilden und ungezogenen Ton führen, so gehört gewiß mehr als gewöhnliche Philosophie dazu, um sich nicht mit diesem Strom hinreißen zu lassen. Wenn Sie alle diejenige Zeit, die Ihnen Ihr Dienst übrig läßt, oder die Sie solchem, wie ich so eben gesagt habe, höchst sträflicherweise entziehen, der Jagd widmen wollen: wo wollen Sie welche hernehmen, entweder sich mit sich selbst zu beschäftigen, oder in guter und gesitteter Gesellschaft, (und das sind die Jagdgesellschaften gewiß niemals) die gehörige Ausbildung zu erlangen? Sie werden sehr bald das, was Sie gelernt hatten, ehe Sie Offizier wurden, wieder vergessen, sich von aller nützlichen Beschäftigung entwöhnen, und in sehr kurzer Zeit dahin kommen, daß Sie sogar die Zeitungen, vielleicht Ihre letzte Lektüre, nicht mehr mit Nutzen lesen können; weil es Ihnen bald nur noch ein dunkeler Begriff bleiben wird, ob Sie die Alpen in Ungarn oder gar in Afrika

suchen sollen. Das Schreiben werden Sie so verlernen, daß Sie ohne Hülfe des Furiers, oder des Quartiermeisters, auch nicht einmal mehr einen Trauerbrief zu beantworten im Stande sind. Ob Sie nun in diesen Umständen, in die Sie gewiß kommen werden, wenn Sie diese Lebensart einige Jahre fortsetzen, recht viel von der Kunst, den Feind anzugreifen, oder sich geschickt zu vertheidigen, beym Dachsgraben, oder auf den Treibjagden lernen werden? dafür will ich Ihnen nicht gut seyn: daß man es aber Ihren Sitten sehr bald abmerken wird, daß Sie mehr mit Förstern, Bauern, Hunden und Haasen in Gesellschaft gewesen sind, als mit andern vernünftigen Leuten, dafür bin ich Ihnen eher Bürge.

Die Liebhaberey der Jagd kann Sie auch sehr leicht noch in manche andere Unannehmlichkeit verwickeln; und ich dächte, man hätte wahrhaftig Unrecht, wenn man sich diese, woran es unserm Stande ohnedieß nicht fehlt, blos um seines Zeitvertreibs willen zu vermehren suchte. An vielen Orten ist das Jagdgehen strenge verboten. Da müssen Sie also entweder diesem Verbote zuwider sich gleichsam hinausstehlen, und das, ich will es mit dem sanftesten Namen benennen, unangenehme Handwerk eines Freyschützen treiben,

wo Sie jede Stunde in Gefahr stehen, in Händel verwickelt zu werden, die Ihnen Ehre, Leben oder Ihren Dienst kosten können; oder Sie müssen sehr oft von den niedrigsten Forstbedienten die Erlaubniß dazu erkaufen und erbetteln. Hierdurch machen Sie sich von Menschen abhängig, die weit unter Ihrem Stande sind, und die es Ihnen gewiß bey jeder Gelegenheit auf die ungezogenste Art fühlen lassen, daß Ihr Vergnügen in ihren Händen steht.

Dieß sind meine Gründe, warum ich Ihnen die Jagd nicht als einen Lieblingszeitvertreib empfehlen kann. Daß sie nicht so ganz seicht sind, beweiset, deucht mich, wieder Friedrich der Zweyte, der es sehr ungern sah, und oft ernstlich dagegen eiferte, wann die Offiziers zu häufig auf die Jagd gingen. Wenn Sie auf Ihren Gütern oder bey einem Ihrer Verwandten oder Freunden auf Urlaub sind, wo Sie Gelegenheit finden, das Vergnügen der Jagd genießen zu können; dann bin ich weit entfernt, Sie davon abzuhalten. Wenn Sie sich aber in der Garnison oder beym Regiment aufhalten; dann rathe ich Ihnen aufrichtig, sich desselben zu enthalten. „Was soll ich aber nun sonst machen?" werden Sie mich natürlicherweise fragen. Hier ist auch schon meine Antwort. Lernen Sie hübsch sich mit sich selbst beschäftigen.

Dazu sind die besten Mittel, daß Sie die Sachen, die Sie vorher gelernt hatten, fleißig wiederholen, und neue Kenntnisse zu erwerben bemüht sind.

Sie müssen durchaus lernen, täglich einige Stunden auf Ihrer Stube in Ihrer eigenen Gesellschaft zuzubringen. In meinen Augen ist nichts traurigeres, und das fürchterliche Bild der quälenden Langenweile treuer darstellenderes, als ein junger Offizier, der schlechterdings gar nicht, auch nur eine einzige Stunde, mit sich selbst zubringen kann. Er steht des Morgens, in der letzten Minute, die er berechnen kann, um nicht zu spät auf die Parade zu kommen, auf; und schon da muß ihm vielleicht ein armseliger Peruquenmacher zur Unterhaltung dienen; mit diesem tauscht er einige von beiden Seiten äußerst plump erfundene oder wenigstens ganz verunstaltete Neuigkeiten um; zieht sich nun vollends in der größten Eil an, und ist froh, wann er die Thüre seiner Stube hinter sich zugehen hört.

Nun kommt er auf Parade, und ohne zwar zu wissen, was er nach Endigung derselben recht eigentlich anfangen soll, kann er den Augenblick, in welchem sie beschlossen seyn wird, kaum erwarten. Um auch hier nicht etwan auch nur einen vernünftigen Gedanken zu haben, oder auf das, was gemacht wird,

Achtung geben zu dürfen, treibt er während derselben, wenn es anders gestattet wird, (was leider in vielen Diensten geschieht) die elendesten Possen mit einigen eben so wie er müßigen Kameraden. Er erzählt alle die Abentheuer, die ihm gestern auf dem Kaffeehause, im Klub, im Weinhause, oder an einem noch weniger sittlichen Orte wiederfahren sind; hört ähnliche Erzählungen mit an, verbreitet mißverstandene oder gar erfundene Stadtneuigkeiten, unrichtig erzählte Anekdoten, und eilt nunmehr, mit vielen dergleichen nützlichen Kenntnissen bereichert, aufs Kaffeehaus, oder wo die Garnison zu klein ist, einen Kaffeeschenken ernähren zu können, in die Apotheke, auf den Rathskeller, oder wo sonst der Sammelplatz aller Müßiggänger der Stadt ist. Da findet er das wieder, was er schon auf der Parade fühlte, nämlich Langeweile. Man spielt Billard, spricht erbärmliches, allen gesunden Verstand erstickendes Zeug, spielt, verliert sein Geld, oder lernt gar die abscheuliche Kunst, einem noch unerfahrnen Menschen das seinige abzunehmen. Wann nun auf diese Art der Vormittag glücklich getödtet ist, dann geht es, so lange der Credit noch dauert, in ein Speisequartier, wo abermals nichts als Kopf und Herz verderbende Sachen gesprochen und gehört werden. Dann ist die müßige Gesell-

schaft einige Augenblicke beschäftigt, um auszumachen, wie man nun vollends den letzten Rest des Tages am besten verschleudern kann. Eine Wacht, eine Kegelbahne, oder ein anderes öffentliches Haus wird endlich einstimmig dazu erwählt, und mit Gähnen über Langewelle, mit Klagen, mit Schimpfen auf den Mangel der Gesellschaft, sieht man diese jungen Herren bey sehr schlechtem Weine oder weniger schlechtem Biere sich ganz herrlich amüsiren. In diese fürchterliche und selbst dem größten Leichtsinn kaum erträgliche Lage müssen Sie kommen, sobald Sie sich von aller Beschäftigung entwöhnen, und sich gar nicht mit sich selbst unterhalten können. Um dieses, was Ihnen so äußerst nöthig ist, also nicht zu verlernen, rathe ich Ihnen, nehmen Sie einige Stunden, es sey zum Zeichnen, Musik oder Sprachen-Erlernen. Dieses letztere ist unstreitig das nützlichste, worauf Sie Ihren Fleiß verwenden können. Diese Stunden aber müssen Sie eben so pünktlich abwarten, als zu den Zeiten, wo Sie noch auf der Schule oder im Kadettenhause waren, damit Sie nur erst lernen, einige festgesetzte Stunden des Tages zu Hause zu bleiben. Wenn Sie nichts als Ihr Traktament zu verzehren haben, dann werden Sie dieß freylich wohl nicht können; alsdann aber arbeiten Sie hübsch für sich selbst, und sollten

Sie auch im Anfange nichts anders thun können, als die Vorschriften, die Sie in Ihren Schreibestunden nachschreiben mußten, noch einmal wieder abzuschreiben. So unnütz diese Beschäftigung auch immer zu seyn scheint, so ist sie Ihnen immer besser, und gewiß nützlicher, als wenn Sie gleich, sobald Sie Offizier geworden sind, anfangen, sich den ganzen Tag von einem Orte zum andern herumzutreiben. Verabsäumen Sie nicht, alles, was zur militärischen Schreiberey gehört, selbst machen zu lernen. Bitten Sie den Furier oder Feldwebel, daß er Ihnen Rapports, Listen, Eingaben u. d. g. machen läßt. Dieß ist eine Beschäftigung, die Ihnen gar nichts kostet, und in der Folge von großem Nutzen seyn kann.

Des Vormittags müssen Sie so selten als möglich auf einem Kaffeehause, oder an einem andern öffentlichen Orte, anzutreffen seyn. Diesen wenigstens müssen Sie sich gewöhnen ganz einer ernsthaften Beschäftigung zu widmen. Es bleibt Ihnen ja noch immer der ganze Nachmittag und Abend zu Ihrem Zeitvertreib übrig. Ein anderer sehr nützlicher, und wenn Sie sich erst daran gewöhnt haben überaus angenehmer, Zeitvertreib ist das Lesen. Es ist jetzt fast überall dafür gesorgt, daß Sie für eine wahre Kleinigkeit in eine Lesegesellschaft, in welcher man zwey Lebenszeiten durch

genug zu lesen findet, treten können. Haben Sie schon einen richtigen, ausgebildeten Geschmack, oder wollen Sie vorzüglich eine Wissenschaft, als die Kriegskunst, Geschichte, Erdbeschreibung u. d. g. studiren, so können Sie die Wahl Ihrer Bücher danach einrichten. Ist dieß aber noch nicht, so lesen Sie im Anfange nur, um die manchem jungen Offizier so außerordentlich schwere Kunst, ein paar Stunden stillsitzen zu können, zu erlernen. Sie glauben nicht, wie unentbehrlich und zu Ihrem Glück erfoderlich diese ist. Ein Mensch, der in einer beständigen Unruhe lebt, an keinem Ort eine Stunde still bleiben kann, macht sich und Andern das Leben ordentlich sauer. Ich rathe Ihnen also, so lange Sie sich noch keinen festgesetzten Plan in Ihrer Lektüre entworfen haben, so lesen Sie alles, was Ihnen vorkommt.

Wann Sie meinen, in dem Abschnitt, der vom Umgange mit Leuten aus andern Ständen handelt, entworfenen Regeln folgen, so werden Sie sehr bald Leute kennen lernen, (und wenn Sie wahrhaftig in einem Kaßubischen Dorfe lägen, so finden Sie gewiß da, oder doch wohl in der Nähe wenigstens einen solchen vernünftigen Mann,) die Ihren Geschmack ausbilden. Bis dahin bin ich schon zufrieden, wann ich Sie nur ruhig, mit Ihrem Buche in der Hand (und

wäre es auch wirklich die asiatische Banise, des Ritter Zimmermanns Fragmente, oder des Hofpredigers Starks Vertheidigung) sitzen sehe, während dem sich Ihre übrigen Kameraden Bestimmungs- und Zwecklos herumtreiben. Machen Sie sich, um sich bey Zeiten daran zu gewöhnen, mit Nutzen lesen zu lernen, aus dem, was Sie lesen, Auszüge; schreiben Sie sich die Ihnen am besten gefallenden Stellen, oder die Ihnen am merkwürdigst scheinenden Sachen ab. Dieses vermehrt erstlich Ihre Beschäftigung, erhält Ihre Aufmerksamkeit, und zeigt Ihnen, wie sich nach und nach Ihr Geschmack immer verbessert. Es wird Ihnen, wann Sie sich nur erst an die Arbeit gewöhnt haben, außerordentlich viel Vergnügen machen, immer beschäftigt zu seyn. Verwenden Sie, besonders wenn Sie eben erst Offizier geworden sind, viel Zeit auf die Erlernung Ihres Dienstes; suchen Sie gute Gesellschaft, so wie Sie selbige an dem Orten Ihres Aufenthalts finden können; wählen Sie sich einen unter Ihren Kameraden, mit welchem Sie Ihre vernünftigen Gedanken gleichsam umtauschen: dann werden Sie nie um Zeitvertreib verlegen seyn, und ihn nie auf Kosten Ihres Beutels, Ihrer Gesundheit, und Ihres guten Rufs an öffentlichen Orten zu suchen brauchen.

Errichten Sie mit Jemanden aus Ihrer Bekanntschaft, der gut schreibt, einen Briefwechsel; Sie glauben nicht, wie nützlich Ihnen dieß in der Folge seyn wird: ganz unvermerkt lernen Sie auf diese Art selbst gut schreiben. Machen Sie diesem Ihrem Freund Erzählungen von diesem oder jenem Vorfall, bitten Sie ihn, Sie zurecht zu weisen, wenn Sie undeutlich oder zu weitläufig erzählt haben: dadurch werden Sie lernen einen vernünftigen, zusammenhängenden und deutlichen Rapport machen; eine Sache, die leider manchem jungen Offizier so ganz fremd ist, daß er ohne Beyhülfe des Unteroffiziers kaum im Stande ist, nur einen verständlichen Meldezettel von seiner Wacht abgehen zu lassen.

Ich wiederhole es Ihnen, meine liebenswürdigen jungen Freunde, nochmals, Sie können es Ihrem Schicksale nicht genug verdanken, daß es Sie jetzt erst, und nicht dreyßig oder noch mehrere Jahre früher, auf den militärischen Schauplatz treten ließ. Sie kommen jetzt in eine viel ausgebildetere Gesellschaft, als Sie selbige zu jenen Zeiten unter Ihren Kameraden gefunden haben würden. Sie finden ungleich mehr gute und leichte Hülfsmittel, sich nützliche Kenntnisse zu verschaffen, als Sie damals gefunden haben würden. Die Gelegenheiten zu gro-

den Ausschweifungen nehmen in allen Diensten täglich mehr ab; es ist Ihnen also um so viel leichter, auf dem guten Wege bleiben zu können; und gewiß derjenige, der ihn unter diesen günstigen Umständen doch verläßt, ist mehr zu tadeln, als zu bedauren.

Ich glaube nicht, daß man mir mit Recht den Vorwurf wird machen können, welchen man so manchem Sittenlehrer allerdings vorrücken kann, daß das Sprechen nämlich eine sehr leichte, das Ausüben aber eine sehr schwere Sache sey. Meine Ihnen gegebenen Regeln sind gewiß alle von der Beschaffenheit, daß Sie selbige ohne übernatürliche Kräfte, auch in der wirklichen und nicht blos idealischen Welt, in Erfüllung bringen können. Es gehört nichts dazu, als guter Wille, und einige Aufmerksamkeit auf sich selbst und auf die Dinge, die Ihnen vorkommen.

Leben Sie also wohl, meine theuresten Freunde, lassen Sie sich Ihre getroffene Wahl, in Kriegsdienste getreten zu seyn, nie gereuen: folgen Sie meinen Ihnen hier gegebenen, aus einer langen Erfahrung gesammelten Bemerkungen; dann soll es mir die größte Belohnung seyn, wann Sie, wie ich es überzeugt bin, bey Erfüllung meiner freundschaftlichen Lehren, sich recht wohl und glücklich befinden.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Stw.

[Kaltenborn]

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kaltenborn, Rudolph Wilhelm von,

Der militärische Sophron an seine junge, unerfahrne Kameraden, oder Klugheitslehre für angehende Offiziers

Leipzig 1792

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Stw 3846
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11282521-4
VD18 11527684-006